

BILDUNG

Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH

4 | 2017

SCHWEIZ

Geflüchtete Kinder und Jugendliche in den Schulen

Silvia Steiner: Interview nach 100 Tagen



Ausgabe 4 | 2017 | 4. April 2017

Zeitschrift des LCH, 162. Jahrgang der Schweizer Lehrerinnen- und Lehrerzeitung (SLZ) BILDUNG SCHWEIZ erscheint 11 Mal jährlich

Impressum**Herausgeber/Verlag**

Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH

- Beat W. Zemp, Zentralpräsident
- Franziska Peterhans, Zentralsekretärin
- Jürg Brühlmann, Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle LCH

Zentralsekretariat und Redaktion

Pfingstweidstrasse 16, 8005 Zürich
Telefon 044 315 54 54, Fax 044 311 83 15
E-Mail: bildungschweiz@LCH.ch
Internet: www.LCH.ch, www.bildungschweiz.ch
Erreichbar Mo–Do, 8–12 Uhr und 13.30–16.45 Uhr, Fr bis 16 Uhr

Redaktion

- Belinda Meier (bm), Leitende Redaktorin
 - Deborah Conversano (dc), Redaktorin Print/Online
 - Maximiliano Wepfer (mw), Redaktor Print/Online
- Ständige Mitarbeit: Adrian Albisser (Bildungsnetz), Claudia Baumberger, Jürg Brühlmann (Querbeet), Sandro Fiscalini (Cartoon), Peter Hofmann (Schulrecht), Roger Wehrli (Fotografie), Eleni Kougionis (Fotografie)

Abonnemente/Adressen

Bestellungen/Adressänderungen:
Zentralsekretariat LCH, 044 315 54 54, adressen@LCH.ch
Adressänderungen auch im Internet:
www.bildungschweiz.ch
Für Aktivmitglieder des LCH ist das Abonnement im Verbandsbeitrag (CHF 74.– pro Jahr) inbegriffen
Jahresabonnement für Nichtmitglieder:
Schweiz CHF 108.50, Ausland CHF 183.50
Einzelexemplar CHF 10.25, ab dem 8. Expl. CHF 7.20 (jeweils plus Porto und MwSt.)

Dienstleistungen

Bestellungen/Administration: Zentralsekretariat LCH, 044 315 54 54, adressen@LCH.ch
Reisedienst: Monika Grau, m.grau@LCH.ch

Inserate/Druck

Inserateverkauf: Martin Traber, Zürichsee Werbe AG, Tel. 044 928 56 09
martin.traber@zs-werbeag.ch
Mediadaten: www.bildungschweiz.ch
Druck: FO-Zürisee, 8132 Egg ZH
ISSN 1424-6880 Verkaufte Auflage:
43 349 Exemplare (WEMF/SW-Beglaubigung)

LCH
DACHVERBAND
LEHRERINNEN
UND LEHRER
SCHWEIZ

Guten Schultag!

Viele Menschen sind auf die Hilfe anderer angewiesen, um das alltägliche Leben zu bewältigen. Vielleicht sind sie körperlich oder geistig beeinträchtigt, krank oder altersschwach. Vielleicht sind sie aber auch fremd in unserem Land oder einfach «nur» umgezogen, vielleicht haben sie den Job gewechselt oder denselben verloren. Sie alle haben dasselbe Ziel: Integration. Der Erfolg in der Zukunft hängt direkt vom Gelingen der Integration ab. Integration ist der Schlüssel für eine sichere Zukunft, der Auftakt zur Partizipation am gesellschaftlichen, gemeinschaftlichen Leben.

Der Ort, an dem Integration in ihrer intensivsten Form gelebt und auch nachhaltig gefördert wird, ist die Schule. Lehrpersonen, Schulleitungen, aber auch Mitschülerinnen und Mitschüler leisten bereits heute enorm viel, damit sie gelingt. Dies gilt auch für die schulische Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen, die seit 2014 – vorwiegend durch die Kriege in Syrien und im Irak verursacht – relativ rasch zu einer grossen Herausforderung für Schulen geworden ist. BILDUNG SCHWEIZ widmet ihr eine neue Serie, die in dieser Ausgabe startet. Die Redaktion besucht Schulen, die geflüchtete Kinder integrieren, spricht mit Lehr- und Schulleitungspersonen, zeigt, wie Kantone an diese Aufgabe herangehen, was gut funktioniert und wo Hilfe erforderlich ist. Den Anfang macht die Giacometti-Schule in Chur. Sie kann bereits auf einen grossen Erfahrungsschatz zurückgreifen und bezieht die ankommenden Kinder so früh wie möglich in den Schulalltag ein (S. 20). «Schulteams brauchen Konzepte, wie sie mit geflüchteten Kindern umgehen können», fordert Marion Heidelberger, Vizepräsidentin LCH. Im Interview mit BILDUNG SCHWEIZ zeigt sie klar auf, wo Not besteht und welche konkreten Massnahmen dringend erforderlich sind (S. 17).

Eine grosse Herausforderung sei insbesondere die Integration der spät zugewanderten Jugendlichen, stellt die neue EDK-Präsidentin Silvia Steiner fest. «Uns muss es unbedingt gelingen, dass wir sie in den Arbeitsmarkt integrieren können», sagt sie. BILDUNG SCHWEIZ hat sie zum Interview getroffen und mit ihr über ihre neue Rolle, den Fremdsprachenunterricht, PISA und die Abbaumassnahmen in der Bildung gesprochen (S. 10).

Die Letzteren sind nämlich vielen Lehr- und Schulleitungspersonen ein Dorn im Auge, so auch Elisabeth Abbassi, Präsidentin des Aargauischen Lehrerinnen- und Lehrerverbands alv. «Wir sind kein Aldi-Kanton!», propagiert sie. Kämpferisch, strategisch und redigewandt geht sie mit ihrem Verband seit Jahren gegen die Leistungskürzungen im Aargau vor und konnte auch schon einige bemerkenswerte Erfolge erzielen. Die Reportage ab Seite 26 gibt unmittelbaren Einblick, wie Leitungsteams in Lehrerverbänden organisiert sind, wie sie arbeiten und was sie antreibt. Gute Lektüre!

Belinda Meier



Redaktorin Belinda Meier im Interview mit der neuen EDK-Präsidentin Silvia Steiner. Foto: Philipp Baer

Integration: Wer sie erlebt, fördert und umsetzt

Text und Fotos:
Belinda Meier

Bund, Kantone und allen voran die Schulen sind gefordert, wenn es um die schulische Integration geflüchteter Kinder und Jugendlicher geht. BILDUNG SCHWEIZ startet mit dieser Ausgabe eine Serie, die Einblicke in die Praxis gewährt, Fachpersonen zu Wort kommen lässt und schulische Integrationsprojekte für Kinder mit Fluchterfahrung vorstellt.



Kinder und Jugendliche verlassen zusammen mit ihren Familien oder gar allein ihre Heimat, weil sie Angst um ihr Leben haben. Sie flüchten vor Krieg, Zerstörung, Gewalt, vor Hunger und Perspektivlosigkeit. Sie erhoffen sich, an einem anderen Ort Schutz und Hilfe zu erhalten, vielleicht sogar die Möglichkeit, eine neue Existenz aufzubauen. Der Weg dahin ist lang, beschwerlich und lebensgefährlich. Viele überleben ihn nicht, andere sind Jahre unterwegs und machen während dieser Zeit viel Traumatisches durch. Besonders bei Kindern und Jugendlichen ist die Gefahr gross, dass sie Gewalt erfahren und ausgebeutet werden. Rund 65 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht – so viele wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Die Hälfte davon sind Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Ein kleiner Teil von ihnen gelangt über Land oder Wasser auf ihrer Route in die Schweiz.

Neue Serie zu Kindern mit Fluchterfahrung

Ihnen und den Lehrpersonen, die sie begleiten, widmet BILDUNG SCHWEIZ die Serie «Schulische Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen». Die Serie startet in der vorliegenden Ausgabe und zieht sich über mehrere Nummern hin. BILDUNG SCHWEIZ blickt in die Praxis und besucht Schulen, die geflüchtete Kinder und Jugendliche aufgenommen haben. Die Redaktion stellt zudem vor, wie sie schulisch integriert werden, spricht sowohl mit Lehr- und Schulleitungspersonen als auch mit den Betroffenen selbst und zeigt dabei auf, was gut läuft und wo Handlungsbedarf besteht. Sie interviewt Fachpersonen, beleuchtet die Positionen verschiedener zentraler Akteure und stellt innovative Förderprojekte vor.

Das Recht auf Bildung haben alle Kinder – unabhängig davon, welchen Aufenthaltsstatus sie besitzen. Dieses Recht soll ihnen zukommen, stellt die Politik, aber vor allem auch die Schulen, vor grosse Herausforderungen. Vor dem Hintergrund der seit Jahren anhaltenden Abbaumassnahmen in der Bildung ist es sowohl für Schulleitungen als auch für Lehrpersonen anspruchsvoller denn je, dieses Grundrecht in vollem Umfang zu gewährleisten. Die vorhandenen Ressourcen reichen nicht aus; es braucht finanzielle und fachliche Unterstützung, aber auch politische Massnahmen, die greifen. Dennoch: Schulen leisten bereits heute einen enorm grossen Beitrag, damit schulische Integration gelingt und funktioniert. Als Orte, die sichere Strukturen und geregelte Abläufe bieten, schaffen sie Zuversicht und Hoffnung. Sowohl die stabile Beziehung zur Lehrperson als auch die Aufnahme im Klassengefüge ermöglichen Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung, sich relativ schnell zu integrieren.

Keine Abgrenzung – geflüchtete Kinder und Jugendliche werden bereits kurze Zeit nach ihrer Ankunft schulisch integriert.

Asylgesuche schweiz- und europaweit

2015 erreichte die Zahl der Menschen auf der Flucht ein Rekordniveau: Rund 1,4 Millionen Menschen ersuchten in Europa um Asyl. In der Schweiz waren es 39 523 Personen, 15 758 mehr als noch im Jahr 2014. Dieser grosse Anstieg ist mehrheitlich auf die anhaltenden Konflikte in Syrien und im Irak zurückzuführen, die 2015 zu einem noch nie da gewesenen Flüchtlingsstrom nach Europa führten. 2016 war die Anzahl Asylsuchender in der Schweiz wieder rückläufig: Rund 27 207 Menschen, darunter knapp 7 200 begleitete und 2 000 unbegleitete Minderjährige, stellten ein Gesuch. Die meisten von ihnen stammten aus Eritrea (5 178 Personen), Afghanistan (3 229), Syrien (2 144), Somalia (1 581), Sri Lanka (1 373) und Irak (1 312). Dieser Rückgang im Vergleich zum Vorjahr hat unter anderem mit dem Unterbruch der Balkanroute im März 2016 zu tun.

Das Recht auf Asyl

Die Schweiz pflegt seit Jahrhunderten eine humanitäre Tradition. Dadurch erhalten religiös oder politisch Verfolgte Schutz. Das Recht auf Asyl stellt ein Grundprinzip des Völkerrechts dar und ist in Artikel 14 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte verankert: «Jeder Mensch hat das Recht, in anderen Ländern vor Verfolgungen Asyl zu suchen und zu geniessen.» Das wichtigste Rechtsdokument zum Schutz von Flüchtlingen ist die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK), die 1951 verabschiedet wurde. Sie definiert, wer Flüchtling ist, welche Rechte ihm zugesprochen werden und welche Pflichten derselbe zu erfüllen hat. Auch definiert die Konvention, welche Personen vom Flüchtlingsstatus ausgeschlossen werden, z. B. Kriegsverbrecher. Die GFK wurde 1967 mit einem Zusatzprotokoll ergänzt, um den veränderten Bedingungen von Flüchtlingen weltweit gerecht zu werden. Bis heute sind es rund 147 Länder, welche die Konvention und/oder das Zusatzprotokoll unterzeichnet haben und sich damit verpflichten, den geflüchteten Menschen Asyl, also Schutz vor Verfolgung, zu gewähren. Die Schweiz ist eines dieser Länder.

Bund und Kantone unter Zugzwang?

Die beiden Dachverbände der Lehrerinnen und Lehrer der Deutsch- und der Westschweiz, LCH und SER, haben bereits Ende 2015 auf die Herausforderungen aufmerksam gemacht, die die Schulen, aber auch die Politik, die Kantone und der Bund in Angriff nehmen müssten. «Es ist unmöglich, die Mehrbelastungen der Schulen infolge der Aufnahme von Flüchtlingskindern mit den vorhandenen Mitteln zu finanzieren», kritisierten sie in einem entsprechenden Positionspapier. Sie forderten unter anderem, dass Bund und

Kantone Qualitätsstandards und Finanzierungslösungen für diesen speziellen Bildungsbedarf an der Volksschule erarbeiten. Auch sollten Schulen rasch und niederschwellig die notwendige fachliche und zeitliche Unterstützung bei Ankunft geflüchteter Kinder und Jugendlicher erhalten.

Inzwischen haben die Konferenz der Kantonsregierungen KdK, die Erziehungsdirektorenkonferenz EDK und die Sozialdirektorenkonferenz SODK Kostenerhebungen und Bedarfsabschätzungen durchgeführt. Diese haben gezeigt, dass die zur Verfügung stehenden Mittel nicht ausreichen, um Asylsuchende erfolgreich zu integrieren. «Eine Erhöhung der Integrationspauschale ist deshalb aus Sicht der Kantone unerlässlich», heisst es in einer gemeinsamen Medienmitteilung vom 6. März 2017. Auch fordern die Kantone Unterstützungsmassnahmen für junge, spät zugewanderte Erwachsene, denen ein erfolgreicher Übertritt ins Berufsleben ermöglicht werden soll. «Gefragt sind [...] zusätzliche finanzielle Unterstützungsmassnahmen durch den Bund, die rasch greifen und wenn möglich bereits in diesem Jahr umgesetzt werden können», fordern KdK, EDK und SODK weiter.

Wie schulische Integration funktioniert

Das Asylwesen in der Schweiz umfasst verschiedene Aufgabenbereiche, die in der Kompetenz von Bund und Kantonen liegen. Während der Bund für den Empfang der eintreffenden Menschen, das Asylverfahren, für den Asylentscheid und die Vollzugsunterstützung zuständig ist, ist es Aufgabe des Kantons, die Betreuung, die Unterbringung und den Vollzug der allfälligen Wegweisung zu gewährleisten. Gelangen Asylsuchende in die Schweiz, werden sie in Empfangszentren oder in schweizerischen Flughäfen registriert und vom Staatssekretariat für Migration SEM nach einem vorgegebenen Verteilschlüssel den Kantonen zugewiesen. Mit 13,5 Prozent in Bern und 17 Prozent in Zürich nehmen diese beiden Kantone die meisten Asylsuchenden auf. In den Kantonen werden sie in einer ersten Phase in sogenannten Durchgangszentren oder Kollektivunterkünften untergebracht. Sind diese ausgelastet, stehen weitere Notunterkünfte zur Verfügung. Für unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA) stehen separate Zentren, Gastfamilien, Kinderheime oder Wohngruppen zur Unterbringung bereit. Auch ist gesetzlich geregelt, dass ihnen durch die kantonalen Behörden eine Vertrauensperson zugeteilt werden muss.

Die schulische Bildung setzt beim frühestmöglichen Zeitpunkt ein: Kinder und Jugendliche, die mit ihren Familien temporär in solchen Durchgangszentren leben, werden vor Ort in sogenannten Aufnahmeklassen geschult. Sobald sie (vorübergehend) Asyl erhalten haben, werden



Netzwerke bilden und nutzen: Schulische Integration erfordert ein erfolgreiches Zusammenspiel zwischen Lehr-, Schulleitungspersonen und Behörden.

sie einer Gemeinde zugeteilt. Nun leben die Familien meist in Wohnungen vor Ort, während ihre Kinder entweder in die Regelklasse integriert werden oder zunächst eine Aufnahmeklasse innerhalb der Gemeinde besuchen. Wichtig ist zu beachten, dass der Prozess der schulischen Integration Aufgabe von Kanton und Gemeinde ist. Abhängig von deren rechtlichen Bestimmungen sowie finanziellen, fachlichen und infrastrukturellen Ressourcen sind daher Unterschiede beim jeweiligen Ablauf möglich.

Was Lehrpersonen und Schulleitungen im Umgang mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen wissen und beachten sollten, wie die schulische Integration von Kindern mit Fluchterfahrung in Chur umgesetzt wird und was aus sonderpädagogischer Sicht getan werden muss, um diese Herausforderung erfolgreich und nachhaltig zu meistern, erfahren Sie in den folgenden Beiträgen. ■

Weiter im Netz

www.LCH.ch > Publikationen > Positionspapier LCH und SER: «Flüchtlingskinder integrieren» vom 16.12.2015

www.edk.ch > Medienmitteilungen: «Steigende Kosten im Asyl- und Migrationsbereich» vom 6.3.2017

www.profilq.ch – Grosse Dokumentensammlung zum Thema «Geflüchtete Kinder und Jugendliche»

www.sem.admin.ch – Staatssekretariat für Migration

www.humanrights.ch – Informationsplattform zur Förderung und Durchsetzung der Menschenrechte in der Schweiz

www.fluechtlingshilfe.ch – Portal der Schweiz. Flüchtlingshilfe

«Das Know-how ist bereits gross»

Bei der Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen können sich Schulen nur zum Teil auf Erfahrung und bestehende Konzepte abstützen. Marion Heidelberger, Präsidentin der Sonderpädagogischen Kommission LCH und Vizepräsidentin LCH, erzählt im Interview mit BILDUNG SCHWEIZ, was gut funktioniert und wo es dringend Lösungen braucht.

BILDUNG SCHWEIZ: Stellt die schulische Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen die Lehrpersonen vor andere, grosse Herausforderungen, als dies die schulische Integration an sich schon tut?

MARION HEIDELBERGER: Ja. In der momentanen Situation kommen Kinder und Jugendliche in die Schweiz, die traumatisiert sind von Krieg, katastrophalen Verhältnissen in Flüchtlingslagern und einem ungewissen, beschwerlichen Fluchtweg. Sie haben Schlimmes erlebt, mussten sich von geliebten Menschen trennen und lebten schon lange nicht mehr in geordneten, verlässlichen Verhältnissen und Beziehungen.

Wie können sich Lehrpersonen auf die Begegnung und die Zusammenarbeit mit Kindern mit Fluchterfahrung vorbereiten?

Schulteams brauchen Konzepte, wie sie mit geflüchteten Kindern umgehen können. Dabei kann auf die Erfahrungen während des Balkankriegs in den 90er-Jahren zurückgegriffen werden. Es sollten Auffanggefässe wie «DAZ intensiv» geschaffen und die Zusammenarbeit mit externen Stellen aufgegleist werden. Dazu gehören Kulturvermittler und Menschen, die aus

«Die Schulleitungen müssen die Kommunikation mit den zuweisenden politischen Stellen gewährleisten, damit die Lehrpersonen früh genug wissen, wer wann kommt oder allenfalls wieder gehen muss.»

derselben Region kommen und dieselbe Sprache sprechen. Unbedingt müssen auch Fachpersonen hinzugezogen werden, die spezialisiert sind für Menschen mit Traumata. Kriegsgeschädigte Kinder und Jugendliche zeigen vielfältige Verhaltensweisen. Nicht immer sind ihre Nöte und Schwierigkeiten offensichtlich. Die ankommenden Kinder und Jugendlichen müssen sich in einer fremden Kultur, ohne

Kenntnisse der Sprache, oft sogar ohne Familie zurechtfinden. Es ist zentral, dass sie in dieser Phase ganzheitlich unterstützt werden. Den individuellen Bedarf zu erkennen und zu definieren, ist nicht nur Sache der zugeteilten Lehrperson oder Schulischen Heilpädagogin. Das Erkennen eines Traumas überschreitet oft deren Kompetenz. Es braucht Psychologinnen und Psychologen, welche die betroffenen Kinder unterstützen und deren Lehrpersonen beraten.

Die Schulleitungen müssen die Kommunikation mit den zuweisenden politischen Stellen gewährleisten, damit die

«Die ankommenden Kinder und Jugendlichen müssen sich in einer fremden Kultur, ohne Kenntnisse der Sprache, oft sogar ohne Familie zurechtfinden. Es ist zentral, dass sie in dieser Phase ganzheitlich unterstützt werden.»

Lehrpersonen früh genug wissen, wer wann kommt oder allenfalls wieder gehen muss. Die Situation verlangt auch von Mitschülerinnen und Mitschülern viel Empathie und einen sorgfältigen Umgang mit den ankommenden Kindern. Alle Beteiligten sind stark gefordert, sowohl im emotionalen als auch im organisatorischen Bereich. Daher ist es auch sehr wichtig, dass Ängste, die aufgrund einer potenziellen Rückführung entstehen, klein gehalten werden können.

Was funktioniert in der Praxis bisher gut?

Die Schulen verfügen bereits über ein sehr breites Know-how im Umgang mit Heterogenität. Die Einführung der schulischen Integration von Kindern mit besonderem Bildungsbedarf, die zunehmende Mobilität von Familien, der Wertewandel in der Erziehung und die Integration von Kindern mit Migrationshintergrund beeinflussen die Organisation von Schule und Unterricht schon seit vielen Jahren. Hier kann auf bestehende Konzepte abgestützt werden.

In welchen Bereichen braucht es dringend Unterstützung und wie sehen mögliche Massnahmen aus?

Im Erkennen und Therapieren von Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erlebnissen braucht es dringend zusätzliche Ressourcen. Ebenso stellen die Späteinreisenden eine besondere Herausforderung dar. Vom Alter her stehen sie oft am Übergang der obligatorischen Schule zur Berufslehre. Diesen Übertritt erfolgreich umzusetzen, ist ohne genügend Sprachkenntnisse nicht möglich. Hier müssen innert kurzer Frist Unterstützungsangebote geschaffen oder bereits bestehende Angebote ausgebaut werden.

Was tut der LCH, um die Bedingungen für Schulen und Lehrpersonen im Prozess der schulischen Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen zu verbessern?

Es gibt ein gemeinsames Papier LCH/SER zum Thema «Geflüchtete Kinder». Darin fordern wir dringend zusätzliche Ressourcen von Bund und Kanton, eine verlässliche Informationskultur von der Gemeinde mit der Schule, ein Vernetzen aller externen Stellen und den Einsatz von Kulturvermittlern. profilQ hat zudem auf seiner Website fast 200 Anleitungen, Leitfäden, Merkblätter und Studien zusammengetragen, die sich alle mit einer erfolgreichen Umsetzung befassen. Ein Blick darauf lohnt sich. ■

Interview: Belinda Meier



Marion Heidelberger. Foto: Eleni Kougonis

Belastung und Chance

Kommen traumatisierte Kinder und Jugendliche mit Fluchthintergrund in die Schule, stossen Lehrpersonen oftmals an ihre Grenzen. Eine Tagung der Pädagogischen Hochschule FHNW hat aufgezeigt, was Lehrerinnen und Lehrer im Umgang mit den Betroffenen beachten sollen und wohin sie sich bei Fragen wenden können.

Geflüchtete Menschen sind zurzeit nicht nur in der Politik oder in den Medien, sondern auch in der Bildung ein viel diskutiertes Thema. Im Fall von Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrungen ist die Schule eine der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen, um die Integration voranzutreiben. Dies stellt all diejenigen, die in der Schule tätig sind, vor grosse Herausforderungen. Lehrerinnen und Lehrer fühlen sich teilweise unsicher im Umgang mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen, wissen nicht, an welche Stellen oder Fachpersonen sie sich bei Fragen wenden können. Genau an diesem Punkt hat die Tagung der Pädagogischen Hochschule FHNW «Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrungen in der Schule» am 22. Februar 2017 in Solothurn angesetzt.

Erfahrung ist vorhanden

Viele Lehrpersonen können bereits auf Erfahrungen mit Mehrsprachigkeit und interkultureller Vielfalt zurückgreifen. «Die Schlüsselfrage lautet, wie wir von einem Gegen- bzw. Nebeneinander zu einem Miteinander gelangen – das kann und muss in der Schule gelernt werden», betont Christiane Lubos, Dozentin für Interkulturelle Pädagogik an der PH FHNW. Das Besondere im Vergleich zu früheren Situationen, wie beispielsweise während des Kosovokriegs, ist aber, dass geflüchtete Menschen heute aus sehr unterschiedlichen Ländern stammen: Eritrea, Somalia, Afghanistan, Irak, Syrien etc. Diese höchst heterogene Herkunft bereitet grössere Schwierigkeiten nicht nur für das Dolmetschen, sondern auch für den Spracherwerb aufgrund der unterschiedlichen Schriftsysteme und für die Vorbildung. Bei Letzterer verläuft die Achse weniger zwischen den einzelnen Ländern als vielmehr zwischen städtischen und ländlichen Regionen innerhalb desselben Landes. «Ein Kind einer gut gebildeten Familie aus Kabul wird sich schneller in der Schweiz zurechtfinden als eines aus einer bildungsfernen Familie aus dem afghanischen Hinterland», erklärt Lubos.

Schule bietet Struktur und Sicherheit

Wesentlich für die Integration der geflüchteten Kinder und Jugendlichen ist die Frage, ob sie aufgrund der Flucht- und/oder Kriegserfahrung traumatisiert sind.

Dies ist gemäss den neusten Forschungsdaten ziemlich oft der Fall: Zwischen 20 und 50 Prozent aller geflüchteten Kinder erleben posttraumatische Belastungsstörungen. Dass dadurch der Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen für Lehrpersonen anspruchsvoll ist, leuchtet ein. Ihnen stehen dafür zahlreiche Interventionsmöglichkeiten offen: regelmässig den Kontakt zum betroffenen Kind suchen, das Kind in der Nähe des Lehrerpults sitzen lassen, einen strukturierten und nachvollziehbaren Tagesablauf schaffen, Trigger-Situationen zu identifizieren versuchen, Rückzugsmöglichkeiten mit alternativen Tätigkeiten anbieten. «Ruhe bewahren, Geduld haben und dranbleiben» sind weitere wichtige Aufgaben der Lehrperson, wie Christa Lutz und Michael Wyss vom Schulpsychologischen Dienst des Kantons Solothurn zusammenfassen. Traumatisierte Kinder und Jugendliche sind zwar meistens sehr motiviert zu lernen, sie brauchen aber oft mehr Zeit für neue Lerninhalte.

«Die traumatisierten Kinder und Jugendlichen sollen die Schule als sicheren Ort erfahren können», betonen Lutz und Wyss weiter. Nachdem sie durch die Flucht aus ihrem Alltag herausgerissen wurden, machen die Kinder und Jugendlichen mit dem Schulbesuch einen Schritt zurück in die Normalität. Die Schule bietet ihnen einen verlässlichen und vorhersehbaren Rahmen, um sich einzuleben und zu lernen. «Die Schule bedeutet Orientierung und Stabilität und ist sinnstiftend», hält Christiane Lubos zudem fest. Dazu gehören auch Beziehungen zu Mitschülerinnen und Mitschülern sowie zu Lehrpersonen. Letztere agieren als Vertrauenspersonen, mit denen die traumatisierten Kinder über ihre Erfahrungen sprechen können. «Sie sollten daher nie das Kind wie ein Detektiv ausfragen oder Mitleid bekunden, sondern aufrichtiges Interesse zeigen und dem Kind Raum zum Erzählen lassen», erklären Christa Lutz und Michael Wyss.

Bloss drei bis vier Jahre DaZ-Unterricht

Trotz aller Empathie und Geduld ist es für Lehrpersonen ratsam, sich Hilfe zu holen, wenn sie an ihre Grenzen stossen. Dies sei zum einen der Fall, wenn die Herausforderung die fachlichen Kompetenzen der

Lehrpersonen übersteigt. So haben Kinder und Jugendliche das Recht auf Unterricht in Deutsch als Zweitsprache (DaZ) durch eigens ausgebildete Lehrpersonen. «Wir alle wissen, wie wichtig die Sprache ist und wie tief die Anzahl DaZ-Stunden jetzt bereits ist, dennoch sollen diese in manchen Kantonen gar gekürzt werden», bemängelt Lubos.

Tanja Spuler, Lehrerin auf der Primarstufe und für DaZ, schliesst sich dem an und stellt die Beschränkung des DaZ-Unterrichts auf drei bis vier Jahre deutlich in Frage. Wenn der DaZ-Unterricht beispielsweise im Kindergarten angefangen habe, ende er demzufolge in der 3. Klasse abrupt – notabene zu einem Zeitpunkt, in dem die Komplexität in allen Fächern steige. «Wie sollen durchschnittlich begabte Kinder diese Hürde ohne bewusste Sprachförderung meistern, um ihre Fähigkeiten angemessen zeigen zu können?», fragt sich Spuler. Deshalb fordert sie, den DaZ-Unterricht neu über die gesamte Schulzeit zu konzipieren, damit Bildungserfolg für Kinder und Jugendliche mit Flucht- und Migrationshintergrund vermehrt möglich wird.

Kategorie «Flüchtling» als Stigma

Wenn Kinder durch länger andauernde Trauma-Symptome in ihrer Entwicklung gefährdet sind, empfiehlt es sich ebenfalls, externe Hilfe in Anspruch zu nehmen. Erste Ansprechpersonen sind zum einen die Schulleitungen, zum anderen können die Schulpsychologischen Dienste beraten, auf Wunsch auch anonym.

Geflüchtete Kinder und Jugendliche wollen in der Regel nicht mit dem Stigma «Flüchtling» behaftet werden. Daher ist es sowohl für Lehrpersonen als auch für Therapeuten zentral, dass sie im Umgang mit ihnen nicht nur das Trauma, sondern vielmehr auch die vorhandenen Ressourcen, an die angeknüpft werden kann, fokussieren. ■

Maximiliano Wepfer

Weiter im Netz

www.kidtrauma.ch
www.vsa.zh.ch > Schulbetrieb & Unterricht
 > Schule & Migration > Neu Zugezogene > Flüchtlingskinder

Ein Netz, das Jugendliche auffängt

Text und Fotos:
Deborah
Conversano

Das Schulhaus Giacometti liegt am nordwestlichen Stadtrand von Chur in einem Quartier mit günstigem Wohnraum. Die Integration fremdsprachiger und geflüchteter Jugendlicher folgt einem über die Jahre erprobten Ablauf. So rasch als möglich nehmen sie am Schulalltag teil, auch wenn anfangs die Sprache noch fehlt.



«Ein DaZ-Lernender aus Eritrea kommt heute nicht. Sein Bruder hat ihn abgemeldet. Das hat heute gut geklappt», erzählt Klassenlehrerin Theresia Nauer in der Pause. Der Junge aus Eritrea wohnt bei seinem älteren Bruder, der sein Erziehungsberechtigter ist. Bisher hat er sich bei Absenzen selbst abgemeldet oder ist schlicht nicht in der Schule erschienen. Dass es diesmal mit der Abmeldung durch den Bruder geklappt hat, ist einer von vielen kleinen Fortschritten. Viel Zeit und Flexibilität brauche es bei der Integration von geflüchteten Jugendlichen, wird Danuet Camenisch später erzählen. Er ist Schulischer Heilpädagoge im Oberstufenschulhaus Giacometti in Chur, dem einzigen der drei städtischen Oberstufenschulhäuser, die geflüchtete Jugendliche integrieren und solche, die Unterricht in Deutsch als Zweitsprache, kurz DaZ, benötigen.

Integration in die Regelklasse nach zwölf Monaten

Im Schulhaus Giacometti besuchen von den rund 300 Schülerinnen und Schülern derzeit 22 Jugendliche den DaZ-Unterricht, nicht alle davon haben Fluchterfahrung. Unter den 22 sind vier Jugendliche aus Syrien, vier aus Eritrea, ein Junge aus dem Irak und eine Tibeterin. Sie alle kamen mit geringen Deutschkenntnissen ins Giacometti und ein syrisches Geschwisterpaar gar ohne jegliche Schriftkenntnisse. DaZ-Lehrerin Alexandra Tarnutzer kommt als Erste mit den Jugendlichen in Kontakt. «Es kommt vor, dass ich kurzfristig ein Dossier auf dem Tisch habe mit der Information, dass neue DaZ-Lernende ins Schulhaus kommen.» Haben die Jugendlichen bereits im Durchgangszentrum Deutschunterricht besucht, erhält sie von den dortigen Lehrpersonen einen Lernbericht. Nicht immer aber ist dieser aussagekräftig: «Schüler arbeiten nicht überall gleich. Sie haben hier womöglich eine andere Wohnsituation und lernten im Durchgangsheim zusammen mit Erwachsenen Deutsch. Manche reagieren dann anders.» Nach einer Lernstandserhebung wird der individuelle Stundenplan erstellt. In der Regel ist das Ziel, dass die Jugendlichen nach sieben Monaten in der DaZ-Klasse den «tel»-Deutschtest im Niveau A1 absolvieren. Bisher haben ihn die meisten bestanden. «Danach findet die Teilintegration in eine Regelklasse statt. Sie sind stundenweise dabei», erklärt Alexandra Tarnutzer weiter. Der DaZ-Unterricht geht parallel zum Unterricht in der Stammklasse weiter, das können nur noch wenige oder im Einzelfall bis zu 15 Lektionen pro Woche sein. Fünf bis sieben Monate nach dem A1-Test machen die Schülerinnen und Schüler den Test auf Niveau A2.

Heilpädagoge Danuet Camenisch ist sehr präsent in den Klassen, die vor kurzem Schülerinnen und Schüler aus der DaZ-Klasse übernommen haben.

Ohne das Team geht es nicht

Das Schulhaus Giacometti ist in Real- und Sekundarschule unterteilt, mit Niveaugruppen in Deutsch, Mathematik und Englisch. Die meisten DaZ-Schülerinnen und -Schüler werden einer Realklasse zugeteilt. Davon gebe es mittlerweile im Schulhaus fast zu wenige, um laufend weitere Jugendliche zu integrieren, erzählt Danuet Camenisch. «Wir streben eine Durchmischung an und wollen die Jugendlichen dort auch nicht unbedingt wieder separieren, wenn der DaZ-Anteil in den Klassen zu gross wird.» Integriert werden die Jugendlichen auch mit der baldigen Teilnahme an Veranstaltungen wie Sportanlässen oder Weihnachtssingen, auch wenn sie noch wenig verstehen. Für Sportanlässe braucht es wiederum spezielle Ausrüstung. Hier hilft die Schulsozialarbeit weiter.

Vor der Einbindung in eine Regelklasse finden Übergabesitzungen mit der Klassenlehrperson statt: Welche Stunden eignen sich? Wo geht es noch nicht? Dass die Lehrpersonen hinter den Integrationsbestrebungen stünden, sei zentral, sagt Camenisch. Tarnutzer, die mit ihm und der Schulleitung gemeinsam das heutige Modell entwickelt hat, teilt seine Einschätzung und betont die gute Zusammenarbeit im Team. Sie erinnert sich beispielsweise an einen Schüler, der dank Unterstützung des Mathematiklehrers das höhere Niveau besuchen konnte, trotz sprachlastigem Lehrmittel. Oder an eine Hauswirtschaftslehrerin, die mit einem Schüler mit Deutsch-Niveau A1 mit Bildern arbeitet, weil er dem Unterricht sprachlich noch nicht folgen kann. Auch der Lehrer der Timeout-Klasse der Churer Oberstufe unterstützt bei Bedarf. So kann in der DaZ-Klasse auch einmal in kleinerer Gruppe geübt werden. Für Timeout-Klassenlehrer Giuseppe Palaia sind es zwei Dinge, die das Modell im Giacometti ausmachen: der Schulleiter, der voll und ganz dahinter stehe, und der Schulische Heilpädagoge als Motor im Lehrerteam.



Ein Spagat für die Lehrperson: Die 22 Schülerinnen und Schüler, die DaZ-Unterricht erhalten, werden individuell gefördert.

Die sprachlichen Hürden sind das eine. Für manchen Jugendlichen ist hier auch sonst vieles neu, Alltägliches wie der Umgang mit Schere, Leim oder Zirkel oder das Schulsystem. Und was macht man mit einem Jugendlichen, der alles «voll easy» findet, weil er für Unpünktlichkeit oder nicht gemachte Hausaufgaben keine Schläge erhält, wie er es erwartet hätte? Im konkreten Fall wurde die Integration in die Regelklasse abgebrochen und nach einiger Zeit ein neuer Anlauf gestartet. Viel Zeit, Geduld, Flexibilität, Vertrauen, die Fähigkeit, es auch einmal aushalten zu können – dies ist für Tarnutzer, Camenisch und Palaia zentral. Gerade dann, wenn die Flucht ein Thema wird und die Jugendlichen Unvorstellbares schildern. Doch die Lehrpersonen sind sich einig: Die Schülerinnen und Schüler geben auch viel zurück und bereichern den Schulalltag.

Selbständig Schnupperlehre organisiert

Mariannina Cilurzo und Theresia Nauer unterrichten je eine zweite Realschulklasse mit geflüchteten Jugendlichen. Beide erzählen, dass sie ihre Klasse nicht speziell auf Neuankömmlinge vorbereiten. Oft kennen sich die Jugendlichen untereinander bereits, beispielsweise vom Pausenplatz. Cilurzo spricht die Jugendlichen von sich aus nicht auf ihre Flucht an und lässt sie bestimmen, was sie erzählen möchten. Teils seien die Mitschülerinnen und -schüler recht schockiert über die Schilderungen. «Ich lasse dafür Raum, es ist wichtig, zu wissen, wie es der Person geht.» Milion und Yangchen haben vor kurzem den A2-Sprachtest absolviert und sind neu in der Klasse. Beide lesen gern, am liebsten Abenteuer Geschichten. Milion kennt aus Eritrea Unterricht mit vierzig Kindern in einer Klasse. Dass ihr in der Schweiz die Berge am besten gefallen, erzählt sie mit leuchtenden Augen. In Tibet, wo

Yangchen lebte, beginnt der Unterricht um sechs Uhr mit beten. Sie findet es in der Schweiz schön sauber. Nauer erzählt, dass ihre Schülerinnen und Schüler sehr offen seien und auch einmal zurückfragen, wenn Kameradinnen und Kameraden von der Flucht erzählen. «Hä, wie hast du das gemacht?», fragen sie zurück oder kommentieren «Oh, das ist hardcore». Vertrauen nennt sie als wichtigen Punkt für die Integration, aber auch eine gewisse Härte, beispielsweise wenn Regeln nicht eingehalten werden. In ihrer Klasse sitzen Arzu und Ali nebeneinander. Arzu ist vor sieben Jahren aus der Türkei gekommen, Ali vor zwei Jahren aus dem Irak. Arzu hatte in der Primarschule DaZ-Unterricht. Ihr gefällt der Umgang der Schweizer Lehrpersonen mit den Jugendlichen, und sie mag die Landschaft. Ali sagt, in der Schweiz sei alles anders, «die Leute haben mehr Respekt». Er hat im Irak allein am Computer deutsche Wörter wie «Guten Tag» gelernt. Inzwischen hat er sich selbst um Schnupperlehren bemüht und den Detailhandel in der Elektronikbranche besser kennengelernt. Ihm wie auch einigen seiner Kolleginnen und Kollegen steht noch ein weiter Weg bevor, doch als Teenager möchten die geflüchteten Jugendlichen vor allem eines: dazugehören und dasselbe machen wie alle anderen. ■

ASYLSITUATION IM KANTON GRAUBÜNDEN

Graubünden wurden 2016 669 Asylsuchende zugewiesen, darunter 70 unbegleitete Minderjährige und 125 unter 18-Jährige mit ihren Familien. 2015 waren es 1121 Asylsuchende. Der Unterricht in den Kollektivunterkünften soll gemäss Konzept auf die vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten der einzelnen Kinder eingehen und sie auf einen allfälligen Ein- oder Übertritt in eine öffentliche Schule oder Berufslehre vorbereiten. Zudem soll die Kontinuität ihrer Schulbiografie erhalten werden. Das Schwergewicht liegt dabei auf den Kernkompetenzen Deutsch und Mathematik.



In Theresia Nauers zweiter Realschulklasse besuchen vier von insgesamt 14 Schülerinnen und Schülern Lektionen in DaZ.



Mit malerischer Kulisse im Hintergrund: das Oberstufenschulhaus Giacometti in Chur.

«Die Knochenarbeit spielte sich in den Schulzimmern ab»

Text und Fotos:
Belinda Meier

Die geflüchteten Kinder und Jugendlichen der Kollektivunterkunft Viktoria finden in der benachbarten Schule Spitalacker in Bern eine Heimat auf Zeit. Dank grossem Engagement der Lehr- und Schulleitungspersonen konnten dort in den vergangenen eineinhalb Jahren 26 Kinder aufgenommen und temporär beschult werden.



Von diversen Ateliers und kleinen Lebensmittelgeschäften über ein englisches Amateurtheater, eine Radiostation, das im Quartier sehr beliebte Restaurant Löscher bis hin zur Kollektivunterkunft Viktoria – die Vielfalt ist gross, das Angebot für Besucherinnen und Besucher ebenfalls. Das Areal der ehemaligen Feuerwehr Viktoria in der Stadt Bern ist heute bunt, kreativ, lädt zum Verweilen ein und bietet Wohnraum. Der Verein Alte Feuerwehr Viktoria (AFV) übernahm hier im November 2014 das Zepter, nachdem die Feuerwehr ihren zentralen Standort beim Viktoriaplatz verlassen hatte. Er hat sich bei der Eigentümerin der Liegenschaft, Immobilien Stadt Bern, eingemietet und koordiniert seither die Zwischennutzung der Räumlichkeiten. Das Areal wird vielfältig und innovativ genutzt. Dass der Kanton diesen Standort als Kollektivunterkunft für geflüchtete Personen nutzen kann, ist eine glückliche Fügung. Die Alte Feuerwehr Viktoria befindet sich nämlich unmittelbar neben der Schule Spitalacker. Die Schulung der Kinder in der Kollektivunterkunft konnte so in enger Zusammenarbeit geplant und umgesetzt werden. «Es war nicht nur für die Kinder ein Erfolg, sondern auch für uns als Schule und für uns als Gesellschaft», sagt Rita Holzer, Schulleiterin des Schulstandorts Spitalacker/Breitenrain, rückblickend. Die Schulhäuser Spitalacker und Breitenrain decken die Kindergarten-, Primar- und Sekundarstufe ab und zählen insgesamt rund 700 Kinder und Jugendliche.

26 geflüchtete Kinder und Jugendliche beschult

Angefangen hat alles im Frühjahr 2015. Der Kanton Bern klärte ab, ob die alte Feuerwehrstation für eine Nutzung als Kollektivunterkunft in Frage kommt und eine Zusammenarbeit mit der benachbarten Schule Spitalacker für den Unterricht der geflüchteten Kinder und Jugendlichen realisiert werden kann. Beides war möglich. «Bereits nach den Herbstferien 2015 ging es los. 16 geflüchtete Kinder und Jugendliche haben wir aufgenommen und im Kindergarten wie in den beiden Intensivkursen geschult», so Holzer. Heute, eineinhalb Jahre später und dementsprechend reicher an Erfahrung und Know-how, freut sie sich, dass alles derart erfolgreich vonstatten ging. Insgesamt waren es 26 geflüchtete Kinder und Jugendliche, die seither in der Kollektivunterkunft Viktoria untergebracht und während der Zeit, in der sie auf den Entscheid ihres Asylantrags warteten, in der Schule Spitalacker vorübergehend unterrichtet wurden. «Dass wir es geschafft haben, 26 Kinder zu integrieren, macht mich stolz. Das grosse Engagement der Eltern und des Elternrats ist beeindruckend. Auch habe ich grossen Respekt vor dem, was die Lehrpersonen im Einzelnen geleistet haben», betont Holzer. Sie und ihr Schulleiterkollege Martin Sahli hätten die Aufgabe gehabt, zu planen, zu organisieren, Gespräche

zu führen und Lösungen zu suchen. «Die Knochenarbeit spielte sich aber in den Schulzimmern ab!»

Intensive Förderung während zehn Wochen

An diesem Vormittag steht Wortschatztraining auf dem Programm. Die Jugendlichen sitzen mit Hansmartin Zimmermann, Lehrer für Deutsch als Zweitsprache (DaZ), am grossen Tisch in der Mitte des Schulzimmers. Zu verschiedenen Kategorien wie Tieren, Früchten, Gemüsen, Möbeln, Kleidern und Schulmaterial hält Zimmermann eine Karte in die Höhe, die die Jugendlichen der Reihe nach mit dem dazugehörigen Artikel korrekt benennen. Bei richtiger

«Die Kinder selber wollen vorwärts-schreiten, Wurzeln schlagen und in der neuen Heimat ihren Platz finden.»

Angabe erhalten sie die Karte, bei falscher wird sie auf den Stapel zurückgelegt. Das Tempo ist schnell, die Schülerinnen und Schüler motiviert. Manche haben die Wörter vorgängig intensiv gelernt, andere wiederum sind unsicher, müssen raten oder tun sich mit den Artikeln schwer. Doch sie alle sind mit Eifer dabei. Marc, der 15-jährige Junge aus den Philippinen, darf die Bilder auf Englisch benennen. Er ist erst seit Kurzem in der Schweiz und gerade mal zwei Tage an dieser Schule.

Der Intensivkurs von Hansmartin Zimmermann und Franziska Grob für die 5. bis 9. Klasse findet im altherwürdigen Schulhaus Spitalacker an der Gotthelfstrasse 40 statt. Zurzeit sind es neun Schülerinnen und Schüler, die ihn besuchen und während zehn intensiver Wochen gefördert werden. Von den wöchentlichen 24 Lektionen werden sie 16 Lektionen in Deutsch als Zweitsprache, vier Lektionen in Mathematik und je zwei Lektionen in Sport und Bildnerischem Gestalten unterrichtet. Hansmartin Zimmermann unterrichtet seit 18 Jahren an der Schule Spitalacker. Früher lehrte er neben Deutsch auch Englisch und Französisch, seit einigen Jahren jedoch ausschliesslich DaZ. Ihn scheint so schnell nichts aus der Ruhe zu bringen – weder die grosse Heterogenität in seiner Klasse noch die Tatsache, dass deren Zusammensetzung in relativ kurzen, regelmässigen Abständen ändert. Jene vier Mädchen und fünf Jungen im Alter zwischen 14 und 18 Jahren, die er zurzeit betreut, sind alle «bildungsnah», wie er selbst sagt. Nebst geflüchteten Jugendlichen befinden sich in seiner Klasse auch Kinder von Arbeitsmigranten und Botschaftsangehörigen, aber auch solche, die zwecks Familienzusammenführung nachgekommen sind.

Schulung der Kinder vom Viktoria – siegreich

Für die Schulung der geflüchteten Kinder und Jugendlichen hat die Schulleitung in enger Zusammenarbeit mit den Behörden eine schlanke, effiziente Lösung gefunden: Kinder im Kindergartenalter werden direkt in die Regelklasse integriert, jene im Primarschulalter besuchen den neu geschaffenen «Intensivkurs 1. bis 4. Klasse» und jene, die älter sind, nehmen am «Intensivkurs 5. bis 9. Klasse» von Zimmermann und Grob teil. Dieser Kurs unterscheidet sich – abgesehen vom Alter der eintretenden Schülerinnen und Schüler – insofern vom «Intensivkurs 1. bis 4. Klasse», als er fester Bestandteil des schulischen Angebots ist und für alle fremdsprachigen Kinder der Stadt Bern zur Verfügung steht. Der «Intensivkurs 1. bis 4. Klasse» hingegen ist ein zusätzliches Angebot des Kantons und wurde mit der Eröffnung der Kollektivunterkunft Viktoria geschaffen.

«Die Durchführung der Intensivkurse in der Schule Spitalacker ist für die betroffenen Kinder ein grosser Vorteil», betont Martin Häberlin von der bernischen Direktion für Bildung, Soziales und Sport (BSS). Er organisiert und koordiniert unter anderem die Beschulung der Kinder in den Kollektivunterkünften der Stadt Bern. «So kann in gewissen Bereichen, wie bei Projektarbeiten oder im Turnunterricht, gemeinsamer Unterricht stattfinden.» Davon profitierten die geflüchteten Kinder und Jugendlichen sehr. Sobald sie eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten haben, werden sie einer Berner Gemeinde zugeteilt. «Die Phase 1, der temporäre Unterricht im Intensivkurs, endet

damit und die Phase 2, die schulische Integration in die Regelklasse innerhalb der neuen Gemeinde, startet», erklärt Häberlin.

Im kleinen Radius beginnen

«Wenn die Sprache noch nicht da ist, arbeite ich im Unterricht viel mit Gestik und Bildmaterial, zeige auch vieles vor, was die Jugendlichen anschliessend nachahmen können», erklärt Zimmermann. Seit Jahren arbeitet er mit dem Lehrmittel «Pipapo». Gerade bei Eintritt in den Intensivkurs sei es sehr unterstützend, da sich die ersten beiden Lerneinheiten mit der Schule und der Begrüssung befassen. «Man fängt damit an, die Gegenstände im Schulzimmer zu benennen und auch damit, sich persönlich vorzustellen. Begleitend dazu setze ich vielerlei Spiele ein. Das passt sehr gut und erleichtert den Lernenden den Einstieg in den Unterricht.»

Unter den Schülerinnen und Schülern hat es zwei Geschwisterpaare, eines aus Libyen, das andere aus Tibet. Die übrigen Jugendlichen stammen aus Moldawien, Russland, Indien, Afghanistan und von den Philippinen. Trotz ihres sehr unterschiedlichen kulturellen und familiären Hintergrunds ist ein Klassengeist spürbar, der sie eint. Sie teilen die Not, sich auf Deutsch noch nicht ausdrücken zu können. Sie sind konfrontiert mit einer ihnen fremden Kultur und einem Land, das sie nicht kennen. Aber sie alle wollen Deutsch sprechen sowie Land und Leute besser verstehen lernen. Das wichtige Fundament für ihre Zukunft legen sie hier und jetzt.



Üben, üben, üben: Wer sich verständigen will, muss sich Wörter aneignen. Das regelmässige Wortschatztraining unterstützt diesen Prozess.

Hier und jetzt und das, was noch kommt

Über den Krieg oder die Flucht redet Hansmartin Zimmermann mit seinen Schülerinnen und Schülern erst nach einer gewissen Zeit, wenn sie sich in der Kursgruppe gut eingelebt haben. «Meine Kollegin Franziska Grob, die unter anderem das Fach Bildnerisches Gestalten unterrichtet, erzählt aber öfter von Jugendlichen, die sich ihr anvertrauten und von der Vergangenheit berichteten», stellt er fest. Womöglich biete dieses Fach einen etwas ungezwungeneren Rahmen. «Mehrheitlich ist der Fokus der ankommenden Kinder und Jugendlichen jedoch im Hier und Jetzt», erklärt Schulleiterin Rita Holzer. Das Zurückschauen und damit die Verarbeitung traumatischer Erlebnisse müssten mehrheitlich den Therapeutinnen und Therapeuten überlassen werden. «Die Kinder selber wollen vorwärtsschreiten, Wurzeln schlagen und in der neuen Heimat ihren Platz finden», erklärt sie.

Hansmartin Zimmermann macht zwischen geflüchteten und anderen fremdsprachigen Jugendlichen keinen Unterschied. Die Arbeit sei mehrheitlich dieselbe. Seine langjährige Berufserfahrung und ausgereiften fremdsprachlichen Fertigkeiten sind ihm im Umgang mit der grossen Heterogenität sicherlich dienlich. Speziell vorbereitet auf die schulische Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen haben sich weder Schulleitung noch Lehrpersonen. «Wir haben uns der Herausforderung gestellt und intuitiv nach guten und sinnvollen Lösungen gesucht», sagt Holzer. Sie selbst sei bereits sehr sensibilisiert gewesen, habe viel darüber gelesen und sei auch im Urlaub als Touristin mit den Flüchtlingsströmen in Kontakt gekommen. Dies hätte sie

sehr geprägt. «Die Lehrpersonen wiederum haben auf ihr Know-how gesetzt und die Kinder mit ihrem fachlichen Wissen und ihrer Berufserfahrung unterrichtet. Meiner Ansicht nach ist ihnen die Schulung und Förderung der Kinder in allen Teilen gelungen.» Man habe kein grosses Aufheben gemacht. «Das Ganze verlief sehr unaufgeregt, unauffällig, dafür umso erfreulicher.» ■

GEFLÜCHTETE KINDER IN DER STADT BERN

Neben der Kollektivunterkunft Viktoria gibt es noch zwei weitere in der Stadt Bern: die Kollektivunterkunft Renferhaus (ehemals Zieglerhospital) und das Übergangszentrum des Schweizerischen Roten Kreuzes. Rund 80 Kinder sind derzeit an den drei Standorten untergebracht. Sie alle werden in einer ersten Phase entweder vor Ort oder – wie im Fall Viktoria – in Zusammenarbeit mit der benachbarten Schule unterrichtet. Die Kosten dafür trägt vollumfänglich der Kanton. Für die Finanzierung der zweiten Phase (schulische Integration in die Regelklasse) ist die kantonale Gesetzgebung massgebend, die die Schulung der Kinder für Kindergarten und Volksschule regelt. Diese schreibt vor, dass die Kosten dafür zu etwas mehr als 50 Prozent durch die Gemeinden, zum Rest vom Kanton getragen werden.

Weiter im Netz

www.erp.be.ch > Kindergarten & Volksschule > Pädagogischer Dialog > Good Practice – In Zusammenarbeit mit der Erziehungsdirektion des Kantons Bern ist der elfminütige Film «Heimat auf Zeit» entstanden. Er zeigt anschaulich, wie die Schule Spitalacker geflüchtete Kinder und Jugendliche unterrichtet.



Die geflüchteten Kinder und Jugendlichen der Kollektivunterkunft Viktoria werden am Schulstandort Spitalacker/Breitenrain in den schulischen Unterricht eingebunden und schlagen dabei die ersten Wurzeln in ihrer neuen Heimat.

«Lehrpersonen können helfen, den roten Faden wiederzufinden»

Fachpsychologin Christina Kohli zeigt auf, wie Lehrpersonen traumatisierte Kinder und Jugendliche bei der schulischen Integration unterstützen können. Sie fordert, spezifisches Wissen über Traumafolgestörungen in die Lehrerausbildung zu integrieren.

BILDUNG SCHWEIZ: Gemäss Studien sind zwischen 20 und 50 Prozent aller geflüchteten Kinder und Jugendlichen aufgrund ihrer Flucht- oder Kriegserfahrung traumatisiert. Dies kann ihre schulische Integration erschweren. Wann liegt aus medizinischer Sicht ein Trauma vor?

CHRISTINA KOHLI: Ein Trauma ist das Erleben einer aussergewöhnlichen, existenziellen Bedrohung, das bei den Betroffenen tiefgreifende Verzweigung auslöst. Dabei können sie selber als Zeuge oder durch Schilderungen mit dem Ereignis konfrontiert worden sein. Tagsüber erleben die

«Eine Traumafolgestörung ist eine normale Reaktion auf eine abnormale Situation.»

Betroffenen als Flashback immer wieder die traumatische Situation, sie können die sich aufdrängenden Erinnerungen nicht kontrollieren. Weiter sind sie übererregt, sie sind übermässig wachsam oder schreckhaft und haben Konzentrationsprobleme. Bei Nacht leiden sie an Alpträumen oder auch Angstträumen.

Die Definition und die beschriebenen Symptome passen ja gar nicht zur Vorstellung, wenn man im Alltag von einem Trauma spricht.

Heutzutage reicht der umgangssprachliche Trauma-Begriff extrem weit, viele Leute setzen Trauma mit einer belastenden Situation gleich. Eine schlechte Schulnote oder ein missglückter Urlaub sind aber noch keine Traumata. Umso wichtiger ist es uns deshalb, den Begriff enger zu fassen und ihn auf existenzielle Bedrohungen zu beschränken.

Wie helfen Sie den traumatisierten Kindern und Jugendlichen, ein Trauma zu verarbeiten?

Zunächst erstelle ich die Diagnostik: Liegt überhaupt eine Traumafolgestörung vor? Wenn ein Kind zum Beispiel Mühe hat, sich zu konzentrieren, kann das verschiedene Gründe haben. Anschliessend fängt die eigentliche Traumatherapie an, die im Wesentlichen drei Schritte umfasst: die

Stabilisierung, die erneute Konfrontation mit dem traumatischen Ereignis und dessen Integration in die Lebensgeschichte. Ich verwende dazu meist die KIDNET-Methode, in der die Lebenslinie mit einem Seil ausgelegt wird.

Wie muss man sich das vorstellen?

Der aufgerollte Teil des Seils liegt zuoberst und symbolisiert die Zukunft. Entlang der Lebenslinie werden Blumen für die schönen Erlebnisse, Steine für die belastenden Ereignisse platziert. Wir bearbeiten detailliert die einzelnen Stationen. Zum Schluss werden auch Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft thematisiert.

Unterscheiden sich traumatisierte Kinder und Jugendliche von traumatisierten Erwachsenen?

Obwohl viele Symptome gleich sind, haben Kinder und Jugendliche gegenüber Erwachsenen oft Vorteile. In der Regel hat sich ein Trauma bei ihnen noch nicht chronifiziert und sie haben sich eine Offenheit gegenüber der Zukunft bewahrt. Den Eltern gebührt aber ebenso viel Respekt dafür, wie sie es unter grösster Angst und Not auf der Flucht geschafft haben, ihre Kinder zu beschützen. Ich erkläre den

Familien, dass eine Traumafolgestörung eine normale Reaktion auf eine abnormale Situation ist. Ihnen diese Sicherheit zu vermitteln, ist wichtig, oft sind sie zurückhaltend und haben Angst, dass eine psychiatrische Konsultation sich negativ auf ihren Aufenthaltsstatus auswirken könnte.

Welche Möglichkeiten sind in der Reichweite von Lehrpersonen, um traumatisierten Kindern und Jugendlichen zu helfen?

Die Schule spielt eine Schlüsselrolle, sie kann zum sicheren Ort werden, ein ruhiger, verlässlicher und vorhersehbarer Rahmen bildet die Grundlage dafür. Die Beziehung zur Lehrperson ist zentral. Sie sollte eine wertschätzende, unterstützende Haltung einnehmen und für das Kind eine Vertrauensperson sein. Das Kind soll spüren, dass es über seine belastenden Erlebnisse reden kann, wenn es das möchte, jedoch niemals dazu gezwungen wird. Zusätzlich sollen sich die Lehrpersonen spezifisches Wissen über Traumafolgestörungen aneignen. Dies gehört für mich bereits in die Lehrerausbildung.

Damit wird den Lehrpersonen doch zu viel Verantwortung aufgebürdet.



Für die Traumatherapie verwendet Christina Kohli die KIDNET-Methode, in der Blumen für die schönen und Steine für die belastenden Ereignisse stehen. Fotos: Philipp Baer

Es geht nicht darum, dass die Lehrpersonen ein Trauma diagnostizieren und therapieren, aber sie sollen die Hintergrundinformationen haben, um bei Verdacht traumaspezifische Abklärungen in die Wege zu leiten. Immerhin hängt der Erfolg der schulischen Laufbahn massgeblich davon ab, ob sich ein Kind auf die Schule konzentrieren kann oder ob es immer wieder mit Traumafolgen zu kämpfen hat.

Im Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen empfehlen Fachleute, nicht nur auf das Trauma, sondern vielmehr auf die vorhandenen Ressourcen zu fokussieren. Wie können Lehrpersonen dies konkret umsetzen?

Kinder sind wissbegierig, sie wollen lernen und weiterkommen. Lehrpersonen sollen ihnen dementsprechend die Möglichkeiten geben, zu zeigen, was sie können. Das bedingt aber, die geflüchteten Kinder nicht nur als Opfer, sondern insbesondere auch als Überlebende zu sehen, die bereits viel

«Lehrpersonen sollen die Hintergrundinformationen haben, um bei Verdacht traumaspezifische Abklärungen in die Wege leiten zu können.»

hinter sich gebracht haben. Das Kind will kein Mitleid, sondern Empathie und echtes Interesse von der Lehrperson.

Sie haben auch Weiterbildungen für Lehrpersonen zum Umgang mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen angeboten. Welche Fragen werden besonders häufig gestellt?

Grundsätzlich dieselben wie Sie (lacht). Woran erkenne ich eine Traumatisierung? Welche Möglichkeiten habe ich bei einem solchen Verdacht? Wie kann ich ein traumatisiertes Kind unterstützen und zum Lernen motivieren? Wichtig ist auch die Frage der Psychohygiene für Lehrpersonen. Diese ist gegeben, wenn die Anforderungen und die Ressourcen im Gleichgewicht sind. Hierfür eignen sich Interventions- und Supervisionsgruppen, in denen Lehrpersonen sich austauschen



Christina Kohli hat als Mitglied der Arbeitsgruppe «Kind & Trauma» am Leitfaden «Umgang mit geflüchteten traumatisierten Kindern und Jugendlichen in der Schule» mitgewirkt.

können und die fallspezifisch arbeiten. Und last but not least: Welche Anlaufstellen gibt es und wie komme ich an diese heran?

Und wie antworten Sie darauf?

Lehrpersonen können sich in erster Linie an den Schulpsychologischen Dienst oder an Kinder- und Jugendpsychiatrische Ambulatorien wenden. Hilfreich für eine erste Orientierung sind auch Leitfäden, zum Beispiel derjenige des Volksschulamtes des Kantons Zürich, an dem ich als Mitglied der Arbeitsgruppe «Kind & Trauma» mitgewirkt habe.

Inzwischen hat doch praktisch jeder Kanton einen solchen Leitfaden entworfen.

Für die spezifische Gruppe von geflüchteten traumatisierten Kindern und Jugendlichen gab es wenig vergleichbare Dokumente. Mittlerweile haben verschiedene Kantone unseren Leitfaden übernommen und ihn auf ihre Gegebenheiten angepasst oder sind daran, ihn zu übernehmen. Das Bedürfnis nach Wissen ist also gross.

Ein Wort zum Schluss?

Wenn wir uns das Trauma als das Durchschneiden oder das Verlieren des «roten Fadens» vorstellen, dann ist das Ziel jeder

Traumatherapie, diesen roten Faden wieder aufzunehmen. Die Schule kann dazu Wesentliches beitragen, Lehrpersonen können einen Unterschied ausmachen im Leben von traumatisierten Kindern. ■

Interview: Maximiliano Wepfer

Weiter im Netz

Broschüre «Umgang mit geflüchteten traumatisierten Kindern und Jugendlichen in der Schule»: www.vsa.zh.ch > Schulbetrieb & Unterricht > Schule & Migration > Neu Zugezogene > Flüchtlingskinder

Zur Person

Die Fachpsychologin für Psychotherapie Christina Kohli leitet die Sprechstunde Psychotraumatologie im Sozialpädiatrischen Zentrum des Kantonsspitals Winterthur. Die ausgebildete Primarlehrerin hat als Mitglied der Arbeitsgruppe «Kind & Trauma» den Leitfaden «Umgang mit geflüchteten traumatisierten Kindern und Jugendlichen in der Schule» mitgearbeitet. Die aus sechs Traumaexpertinnen und -experten zusammengesetzte Arbeitsgruppe befasst sich mit der Erfassung und Versorgung von traumatisierten Kindern und Jugendlichen und berät auch Fachpersonen.

Wegbegleiter auf Zeit

Studierende der Pädagogischen Hochschule St. Gallen fördern während eines halben Jahres einmal wöchentlich geflüchtete Kinder und Jugendliche. Ihr Einsatz ist Teil des Projekts «Accompagna», das im Sommer 2016 gestartet ist und noch bis Sommer 2018 läuft.

«Die Schule. Die Schule ist gut», sagt Wahid auf die Frage, was er an der Schweiz möge. Der 14-Jährige stammt aus Afghanistan und ist vor einem Jahr in die Schweiz geflüchtet, ohne seine Eltern. Seit September besucht er die zweite Klasse der Sekundarschule in Trogen, anfangs nur in Mathematik, seit Dezember ist er voll integriert. Seit einigen Wochen trifft er einmal wöchentlich Corina Sieber für eine Förderstunde. Sie absolviert derzeit an der Pädagogischen Hochschule St. Gallen (PHSG) das vierte Semester im Studium zur Oberstufenlehrperson. Der Förderunterricht ist Teil des Projekts «Accompagna» der PHSG. Meist legt Wahid die Themen für die Förderstunde fest. Das wurde so vereinbart, «denn es gibt sonst viele Momente, in denen er angewiesen wird, was er machen muss», erklärt Sieber. Das ermögliche es ihr auch, gut auf ihn einzugehen, da Wahid genügend Themen einbringe und viel Interesse zeige.

An diesem Morgen möchte er für die Geometrieprüfung üben, die eine Lektion später stattfindet. Wahid legt das Dreieck an, zieht mit dem Bleistift eine

Linie, dann eine weitere. Es ist nichts als das Schaben der Mine auf dem Papier zu hören. Sieber gibt ab und an ein Feedback zum gewählten Vorgehen oder einen Tipp. Auf dem Übungsblatt muss Wahid auch Begründungen notieren. Er schreibt schnell und stockt kaum. Als das Aufgabenblatt zu Ende gelöst ist, hakt Sieber nach: «Was denkst du, was könnte dir an der Prüfung Mühe bereiten?», und lobt «Du hast das gut gemacht!» «Gestern, vorgestern habe ich viel gelernt», erwidert der Jugendliche. Mathematik möge er sehr, erzählt Wahid, zusätzlich Sport und Naturlehre. Weniger gern mag er Musik und den Kochunterricht. Im Förderunterricht bei Sieber übe er am häufigsten Mathematik, da er, wie er selber sagt, viel Hilfe in diesem Fach benötige. Die Studentin ergänzt, sie übe mit ihm eher «Deutsch in der Mathematik», denn in Mathematik habe er seine Stärken und wolle auch gute Leistungen erbringen, auch im Hinblick auf einen späteren Beruf.

Integration im Appenzellerland

Nicht immer sei die Konzentration so hoch wie in dieser Lektion, erzählt Sieber

später. «Man merkt, dass er Mathematik sehr mag.» Ihre Motivation für die Teilnahme am Projekt Accompagna ist ihr Interesse an der Arbeit mit geflüchteten Personen. «Ich finde es eine gute Sache, dass eine Integration von Flüchtlingen auch hier im Appenzellerland möglich ist.» Wahid lebt ohne Eltern in der Schweiz und ist im Kinderdorf Pestalozzi untergebracht, zuständig ist der Verein Tipiti (s. auch BILDUNG SCHWEIZ 11/2016).

«Bei den persönlichen Fragen hat sich Sieber verstärkt überlegt, was sie fragen möchte, um den Jugendlichen besser kennenzulernen.»

Vor dem Start des Förderunterrichts hat Sieber die Heimleiterin getroffen, die ihr kurz die Vorgeschichte des Jugendlichen schildert hat. «Die Schule konnte mir damals noch nicht so viel sagen, er war erst kurz hier», erinnert sich die Studentin. Wahid sei «ein typischer Mathematiker.



Studentin Corina Sieber unterstützt Wahid, der vergangenes Jahr aus Afghanistan geflohen ist, einmal wöchentlich. Foto: Deborah Conversano

Von Smalltalk hält er nicht viel, persönliche Fragen beantwortet er wohl vor allem aus Anstand.» Genau bei diesen persönlichen Fragen hat sich Sieber verstärkt überlegt, was sie fragen möchte, um den Jugendlichen besser kennenzulernen. Sie hat ihn weniger über seine Vergangenheit oder Familie als vielmehr über sein Leben in der Ostschweiz befragt.

Fortschritte in Sprache und Umgang

Etwa zehnmal hat Sieber Wahid bisher für den Förderunterricht getroffen. «Er verfügt in Mathematik über ein Riesenswissen, ist stoffmässig zum Teil weiter als andere Schülerinnen und Schüler, aber es fehlten ihm die Begriffe», sagt Sieber rückblickend. Sprachlich habe er eine sehr grosse Entwicklung gemacht. Anfangs habe er oft gesagt «Ich das verstehe nicht», inzwischen könne er auch jene Aufgaben besser lösen, die in Textform gestellt sind. Ihr ist zudem positiv aufgefallen, dass er nun öfter gemeinsam mit seinen Mitschülern den Weg zum Lernraum zurücklegt. Ansonsten sieht Sieber kaum Unterschiede zur Förderung anderer Jugendlicher.

«Matheunterricht ist Matheunterricht», sagt sie pragmatisch. Sehr positiv für sich nimmt sie mit, dass Wahid schon mehrmals schnuppern konnte, als Automatiker, Elektroinstallateur und Goldschmied. «Ich finde es toll, dass es Betriebe gibt, die das ermöglichen.»

Sprache als Hürde

Wahid besucht die Klasse von Urs Breu, der zugleich Schulleiter ist. Er hat die Teilnahme am Projekt *Accompagna* angestossen. «Ich habe gemerkt, es täte Wahid gut, wenn jemand 1:1 bei uns an der Schule mit ihm arbeiten würde», erklärt er. Es gehe nicht darum, mit ihm grundlegende mathematische Kenntnisse zu erarbeiten, sondern ihm zusätzliche Unterstützung zu bieten. Ab und zu bittet Breu die Studentin, ein Thema mit dem Jugendlichen zu bearbeiten. «Wenn er danach das nächste Mal in die Stunde kommt, habe ich das Gefühl, dass er einen Schritt vorwärts gekommen ist.» Dass Wahid sehr wenig spricht, war besonders am Anfang für den Klassenlehrer eine Schwierigkeit. «Uns war lange nicht klar, wie viel er überhaupt

verstehen, weil er von sich aus wenig sagt.» Die noch fehlenden Sprachkenntnisse sind bei Wahid und einem weiteren geflüchteten Jugendlichen, der die erste Klasse der Sekundarschule Trogen besucht, aus Sicht von Breu das grösste Hindernis. «Dazu kommt noch Schweizer- und Hochdeutsch, das macht die Integration ausserhalb des Unterrichts schwieriger. Eine Realität ist zudem, dass sehr wenige Jugendliche bereit sind, in ihrer Freizeit Hochdeutsch zu sprechen, um sie zu integrieren.» Trogen sei sehr ländlich, in den vergangenen fünf bis zehn Jahren sei bei einer Handvoll Jugendlicher Deutsch ein Thema gewesen. Wahid sei sehr ehrgeizig und habe sich als absolutes Fernziel ein Studium an der ETH gesteckt. Ein Zwischenschritt dahin könnte eine Berufsausbildung in einem technischen Beruf sein. ■

Deborah Conversano

Weiter im Netz

<http://blogs.phsg.ch/accompagna/>

«Die Förderung soll nachhaltig bleiben»

Sonja Bischoff ist Mitarbeiterin am Institut Bildung und Gesellschaft der Pädagogischen Hochschule St.Gallen und leitet das Projekt «Accompagna». Bisher hat sie von den Beteiligten positive Feedbacks erhalten.

BILDUNG SCHWEIZ: Wie kam es zum Projekt «Accompagna»?

SONJA BISCHOFF: Der Ausgangspunkt war, dass zunehmend mehr Personen in die Schweiz geflüchtet sind, darunter auch zahlreiche Kinder im schulpflichtigen Alter. Im Institut Bildung und Gesellschaft der Pädagogischen Hochschule St.Gallen kam der Wunsch auf, etwas für deren schulische Integration zu tun. Eine Art Mentoringprojekt mit Studierenden erschien uns als sinnvoller Beitrag. Nach der Zustimmung des Rektorats haben wir beim Staatssekretariat für Migration im Rahmen des Integrationskredits und bei der Paul Schiller Stiftung in Zürich Gesuche um

Unterstützung eingereicht und Zusagen erhalten.

Wie viele Studierende machen bei Accompagna mit?

Im Pilotzyklus waren es 11 Studierende und 15 Kinder und Jugendliche. Aktuell betreuen 14 Studierende 18 Schülerinnen und Schüler, wovon fünf bereits im Pilotzyklus dabei waren. Neben einer Eins-zu-Eins- ist neu bei Kindern mit ähnlichem Förderbedarf auch eine Eins-zu-Zwei-Begleitung möglich. Das kann hilfreich sein, weil es Interaktionen zwischen den Kindern oder Jugendlichen ermöglicht. Auf Wunsch der Lehrpersonen ist zudem

neu eine Verlängerung möglich, in aller Regel mit einer neuen Studentin, einem neuen Studenten. Viele Studierende sind vom Studium her so stark eingebunden, dass es bis jetzt nicht dazu kam, dass sich jemand ein ganzes Jahr engagiert hat. Neu können auch Schülerinnen und Schüler von Integrationsklassen teilnehmen.

Wie wurden die Schulen und die Schülerinnen und Schüler gefunden?

Wir haben die Schulleitungen im gesamten Kanton angeschrieben und sie über das Projekt informiert. Auch im Amtlichen Schulblatt haben wir darauf hingewiesen. Die Anmeldung läuft über die

Schulleitungen, dann gibt es eine schriftliche Vereinbarung mit der Schule. Die Eltern werden durch die Schulen darüber informiert. Es gibt dazu einen Flyer, der in verschiedene Sprachen übersetzt wurde.

Wie werden die Studierenden auf ihre Aufgabe vorbereitet?

An einer Schulung erhalten sie von mir grundlegende Informationen zur Situation geflüchteter Personen und zum Asylprozess. Zudem informiere ich sie über die kantonalen Regelungen der Beschulung geflüchteter Kinder und Jugendlicher. In einem zweiten Teil geht es um ihre Aufgaben im Projekt. Sie erhalten einen Ordner mit Materialien wie einen Leitfaden für das Erstgespräch mit der Klassenlehrperson, in dem sie mehr über das Kind und den Förderbedarf erfahren. In einem Dokumentationsbogen halten sie die Förderinhalte fest. In einer schriftlichen Vereinbarung werden die Erwartungen der Lehrperson und der Studentin oder des Studenten festgehalten, das macht es noch verbindlicher. Der Einsatz bei *Accompagna* kann als Studienleistung anerkannt werden im Rahmen des selbstbestimmten Praktikums. Studierende, bei denen keine Anrechnung möglich ist, sollen trotzdem mitmachen können, für sie gibt es eine monetäre Vergütung. Im Verlauf des Einsatzes gibt es zudem zwei Austauschtreffen mit mir.

Was sind die bisherigen Rückmeldungen der Studierenden?

Die meisten haben anfangs Respekt vor der Aufgabe. Da die Teilnahme am Projekt freiwillig ist, melden sich aber nur diejenigen, die so etwas machen möchten und es sich auch zutrauen. Sie sind sehr motiviert und berichten, wie gern die Kinder und Jugendlichen kommen. Die Einzelförderung schätzen beide Seiten.

Was genau wird gefördert?

Das ist je nach Schulbiografie, Alter des Kindes und Wunsch der Klassenlehrperson divers. Deutsch ist bei allen ein zentrales Thema, aber es geht darüber hinaus. Basiswissen in Mathematik kann ein Thema sein oder für ein Kind wurde bewusst ein Thema aus dem M+U-Unterricht zur Vertiefung ausgewählt. Wichtig ist mir, dass es keine reine Hausaufgabenhilfe

ist, es sollen auch Lernstrategien thematisiert und eingeübt sowie allgemeine Fragen zur Schulorganisation beantwortet werden. Damit soll die Förderung auch nachhaltig bleiben.

Gibt es Vorgaben bezüglich Alter oder Deutschkenntnissen der Schülerinnen und Schüler?

Teilnehmen können Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung, weitere Vorgaben gibt es nicht, das würde zu sehr einschrän-

«Die meisten Studierenden haben anfangs Respekt vor der Aufgabe. Da die Teilnahme am Projekt freiwillig ist, melden sich aber nur diejenigen, die so etwas machen möchten und es sich auch zutrauen.»

ken. Die Schulen sind mit einer grossen Vielfalt konfrontiert, das soll sich auch in der Förderung spiegeln.

Unter den Geförderten könnten traumatisierte Personen sein. Überfordert das die Studierenden nicht?

Diesen Aspekt haben wir an der Schulung angesprochen. Ich gebe den Studierenden Handlungsempfehlungen ab, wie nicht nachzubohren, aber doch ein offenes Ohr zu haben. Schwierige Erlebnisse schildern Kinder und Jugendliche meist eher der Klassenlehrperson. Zudem weiss man, dass die Schule per se für traumatisierte Kinder sehr hilfreich ist, indem sie einen Rahmen gibt, Struktur und Sicherheit vermittelt. Deshalb gebe ich den Studierenden auch mit, ihre Förderstunden zu ritualisieren und die Kinder darauf vorzubereiten, dass die Förderdauer begrenzt ist.

Wird das Projekt wissenschaftlich begleitet?

Nein, aber es gibt eine projektinterne, kleinere Evaluation, um auf Anliegen aus der Praxis eingehen zu können. So werden neben den Studierenden auch die Lehrpersonen und Schulleitungen schriftlich befragt. Zudem haben wir eine Begleitgruppe mit Personen der Stiftung und des Amtes für Volksschule eingerichtet, die eine Aussensicht einbringen und Vorschläge für Verbesserungen geben soll. ■

Interview: Deborah Conversano



Sonja Bischoff, Mitarbeiterin am Institut Bildung und Gesellschaft der Pädagogischen Hochschule St. Gallen und Projektleiterin von *Accompagna*. Foto: Deborah Conversano

Wie Heimat riecht, klingt und sich anfühlt

«Heimat. Eine Grenzerfahrung» heisst die aktuelle Ausstellung im Stapferhaus Lenzburg. Wer sie besucht, lässt sich auf Begegnungen mit Wünschen, Sehnsüchten, Ängsten ein – und mit sich selbst.

Vom Bahnhof Lenzburg aus ist es kaum möglich, nicht auf die neue Ausstellung «Heimat» im Stapferhaus aufmerksam zu werden. Alle paar Meter zeigen Hinweisschilder den Weg. Bald taucht zudem zwischen den Häusern das 32 Meter hohe Riesenrad auf, das Teil der Ausstellung ist. Vor dem Zeughaus Lenzburg, wo «Heimat» zu sehen ist, wartet die Klasse von Lisa Zeltner aus dem aargauischen Möriken-Wildegg auf den Eintritt. Mit den siebzehn Mädchen und fünf Jungen der zweiten Bezirksschulklasse hat die Lehrerin die Ausstellung nicht explizit vorbereitet. «Das Thema Heimat ist aktueller denn je, es gibt viele Leute, die ihre Heimat verlieren», sagt Zeltner. Sie vermutet aber, dass der Begriff für die Jugendlichen etwas Angestaubtes haben könnte und sie sich

«Gefallen finden viele an der Station «Kosmos». Audiovisuell wird ein Einblick gegeben, wie sich das Gehirn entwickelt und wie das Heimatgefühl entsteht.»

noch nicht viele Gedanken dazu gemacht haben. Sie erhofft sich von der Ausstellung, dass sie zum Nachdenken anregt.

Zurück in die «erste Heimat»

Für den zweistündigen Workshop ist Ausstellungsbegleiterin Stefanie Bucher zuständig. Eineinhalb Stunden werde sie durch die Ausstellung führen, eine halbe Stunde bleibe den Jugendlichen, um sich selbst noch umzuschauen, erklärt sie und kündigt an: «Ihr werdet euch selbst besser kennenlernen.» Auf geht es zum ersten Raum. Dass man es sich dort auf Sitzsäcken bequem machen darf, löst Jubelrufe bei den Jugendlichen aus. Als die bewegte Animation im Raum mit der Kuppel beginnt, kehrt rasch Ruhe ein. Es folgen Farben, Töne, bewegte, eher abstrakte Bilder. Vereinzelt hört man «Das sieht komisch aus» oder «Das ergibt keinen Sinn». Anschliessend erkundigt sich Stefanie Bucher nach den Eindrücken der Jugendlichen zur Videoprojektion und ob sie eine Idee hätten, was das zu bedeuten

habe. Nach Assoziationen wie «Natur» oder «angenehm» wirft ein Mädchen das Wort «Gebärmutter» ein. «Das ist genau die Idee, auf der der Raum basiert», stimmt Bucher zu und verweist auf ein Zitat des Philosophen Christoph Türcke: «Vielleicht ist ein Mensch nie fremder als im Moment der Geburt.»

Wenn Heimat bedroht ist

Mit der Idee dieser ersten Heimat im Mutterleib, die alle Menschen verlieren, leitet die Ausstellungsbegleiterin ins Thema ein. Heimat sei immer im Fluss und werde häufig erst im Rückblick als solche erkannt. So beispielsweise, wenn man die Familie verlasse und sich ein neues Zuhause schaffe. «Was ist für euch Heimat?», fragt sie und verteilt Stifte und Post-its, auf denen die Teenager ein Wort, das für sie Heimat ausdrückt, aufschreiben sollen. Zusätzlich erhält jeder und jede ein Heimatbüchlein, in dem die Stationen der Ausstellung grafisch und mit einigen Informationen festgehalten sind. Nun geht es in einen Tunnel, der am Eingang mit «Angst» angekündigt wird. Akustisch und visuell wird vermittelt, wodurch Personen ihre Heimat bedroht sehen. Damit illustriert das Stapferhaus einen Aspekt seiner «Chilbi-Umfrage», die es 2016 an zwölf Schweizer Jahrmärkten mit 1000 Personen durchgeführt hat. Auch an anderen Stationen der Ausstellung werden die Resultate und Themen dieser

Umfrage immer wieder aufgegriffen. Die sehenswerten Videos mit Aussagen zu Fragen wie «Wie klingt Heimat?» oder «Wie fühlt sich Heimat an?» sind Teil der Ausstellung und können zusätzlich online unter www.1001heimat.ch angeschaut werden.

Heimatgeschichten kennenlernen

Bevor sich die Schülerinnen und Schüler weiter mit dem Heimatbegriff anderer Menschen beschäftigen, sind sie am Drücker – buchstäblich. Auf einem Touchscreen geben sie auf einer Skala von eins bis zehn ihre Einstellung zu Fragen wie «Ich finde es unheimlich, wie schnell sich die Welt verändert» oder «Wenn ich mit meinen Liebsten bin, kann jeder Ort auf dieser Welt Heimat sein» an. Auf welche Weise(n) die Auswertung erfolgt, sei hier noch nicht verraten. Weiter geht es zum Spiegelgarten, mit Vielfach- und Zerrspiegeln, die unterschiedliche Blicke auf sich selbst ermöglichen.

An der nächsten Station laden sieben Häuschen dazu ein, Menschen mit vielseitigen Heimatgeschichten kennenzulernen. Da ist beispielsweise die US-Amerikanerin Beth Zurbuchen mit Schweizer Wurzeln, der man beim Zubereiten ihrer Glarner Schabziger-Suppe zuschauen kann. Ali Hassan sieht man nicht, aber man hört ihn im karg eingerichteten Häuschen erzählen, wie er nach seiner Flucht aus Eritrea in der Schweiz eine neue Heimat



Was bedeutet Heimat? Der Online-Fragebogen ermöglicht es den Schülerinnen und Schülern, sich selbst und ihre Kameradinnen und Kameraden besser kennenzulernen. Fotos: Deborah Conversano

sucht. Bei jedem Häuschen gibt es auch etwas zu hören und zu riechen. Nicht nur zur Freude der Schülerinnen und Schüler, manches trifft gar nicht ihren Geschmack.

Gefallen finden hingegen viele an der nächsten Station, dem «Kosmos». Audiovisuell wird ein Einblick gegeben, wie sich das Gehirn entwickelt und wie das Heimatgefühl entsteht. Auf die nächste Station, das Riesenrad, hat sich die Klasse schon gefreut. In luftiger Höhe wird nicht nur die Aussicht genossen, sondern pärchenweise das Spiel «Ich oder Du» gespielt. Auf Fragen wie «Wer probiert beim Essen lieber etwas Neues?» oder «Wer braucht mehr Zeit für sich allein?» halten beide gleichzeitig das Kärtchen auf und zeigen entweder «Ich» oder «Du».

Heimat – Familie, Zuhause, Musik

Stefanie Bucher ruft nochmals die ganze Klasse zusammen. In der Runde werden die Post-its mit den Heimatassoziationen besprochen. Auf den Zetteln finden sich beispielsweise folgende Wörter: Familie, Zuhause, Esstisch, Bett, Zimmer, Musik oder Wildeg. Die Ausstellungsbegleiterin zieht die Verbindung zum Fragebogen, den die Jugendlichen zuvor ausgefüllt haben und der ihnen zeigt, ob für sie Heimat eher Gemeinschaft oder Unabhängigkeit, Erneuerung oder Tradition bedeutet. Danach bleibt kurz Zeit, individuell die Station «Heimatland» zu entdecken. Sie

lädt dazu ein, Bekanntes und als selbstverständlich Betrachtetes zu hinterfragen. So kann beispielsweise an verschiedenen Urnen darüber abgestimmt werden, was sich in der Schweiz gehört oder nicht. Den Abschluss des Rundgangs bildet der Ausflug in einer «Rakete», ermöglicht durch eine Virtual-Reality-Brille.

Einziger Wunsch: Etwas mehr Zeit

Zusammen mit der Riesenradfahrt war diese Station das Highlight für die aargauische Bezirksschulklasse. «Beides hat ihnen einen neuen Blick auf ihre Heimat ermöglicht», erzählt Lehrerin Lisa Zeltner. Sie persönlich habe die Sicht auf die Erde von ganz weit weg am meisten angeregt. «Von so weit oben erscheinen die Unterschiede, welche wir zwischen uns Menschen so gerne betonen, plötzlich nichtig.» Sie findet die Ausstellung schön gestaltet, ein abwechslungsreiches und extrem interaktives Museumserlebnis. Sie decke sehr viele Aspekte ab und es sei fast nicht möglich, allen die gleiche Aufmerksamkeit zu schenken. «Ich hätte mir einzig ein bisschen mehr Zeit gewünscht, um bei den Installationen verweilen zu können. So könnte man sich auch noch mehr Gedanken machen», zieht Lisa Zeltner Bilanz. Mit ihrer Klasse wird sie die Ausstellung nachbereiten: «Ich möchte, dass die Schüler sich sicher einige Fragen zu ihrer persönlichen Heimat machen und

sich dazu in Gruppengesprächen noch mehr austauschen.» ■

Deborah Conversano

«HEIMAT» IM STAPFERHAUS

Die Ausstellung «Heimat. Eine Grenzerfahrung» ist noch bis 25. März 2018 im Zeughaus Lenzburg zu sehen. Gruppen ab zehn Personen können von einem reduzierten Eintrittspreis und einem SBB-RailAway-Kombi-Angebot profitieren. Für Schulklassen stehen eine Einführung in die Ausstellung, ein geführter Rundgang oder ein Workshop zur Auswahl. Der Besuch wird ab der sechsten Klasse der Primarschule empfohlen.

Auf der Website des Stapferhauses steht ein umfangreiches Lehrmittel als PDF für CHF 43.– online zur Verfügung, ab Mitte Mai ist es zusätzlich als gedrucktes Buch für CHF 54.– erhältlich. Es bietet in 16 Kapiteln umfangreiches und sorgfältig aufbereitetes Zusatzmaterial, mit dem man das Thema mit oder ohne Ausstellungsbesuch bearbeiten kann. Mit dem Kauf ist auch der Zugriff auf eine Online-Plattform mit weiterführenden Materialien verbunden. Weitere Informationen unter www.stapferhaus.ch und unter www.1001heimat.ch



Das Spiel «Ich oder Du» spielt man in der Ausstellung «Heimat» in luftiger Höhe.



Was gehört sich in der Schweiz? An mehreren Urnen ist die Meinung der Besucherinnen und Besucher gefragt.

Die Brücke, welche die Welt ins Dorf bringt

Text und Fotos:
Maximiliano
Wepfer

Das Schulhaus Ebnet im Zürcher Dorf Embrach hat das Konzept der Deutschanfangsklasse entwickelt, damit fremdsprachige und geflüchtete Primarschülerinnen und -schüler Deutsch lernen und in den Schulbetrieb integriert werden. In diesen Prozess werden die Eltern früh und aktiv einbezogen.



14 Punkte für die Pinguine, 8 für die Delfine: So lautet das klare Verdikt. Die Pinguin-Fraktion in Irène Oswalds 1. Primarklasse jubelt über den Sieg im Kärtchenspiel zu Beginn der Mathematikstunde. Zwei Kinder treten mit einem Kärtchen, auf dem eine Plus- oder Minus-Rechnung draufsteht, gegeneinander an; derjenige mit dem höheren Resultat gewinnt. Dasselbe Spiel setzt Mariel mit ihrer Banknachbarin Alessia am Platz fort. Das Mädchen aus Venezuela geht seit Februar 2017 ins Ebnet, in der Zürcher Gemeinde Embrach, zur Schule.

Ritualisierte Abläufe geben Sicherheit

Die universale Sprache der Zahlen fällt Mariel zurzeit noch leichter als Deutsch. Umso wichtiger ist es für sie, als Orientierungshilfe regelmässig wiederkehrende Abläufe im Unterricht zu haben. Primarlehrerin Irène Oswald spricht von einer Rhythmisierung des Unterrichts: «Zur Begrüssung beispielsweise meldet sich jedes Kind bei mir immer gleich an, mit Händedruck und Blickkontakt.» Dieser eng gesteckte Rahmen gibt Sicherheit; auch Kinder, die die Sprache noch nicht verstehen, begreifen diese Verhaltensregeln schnell. Zu den Ritualen gehört auch das Bild des Papageis mit geschlossenem Schnabel: Nun steht die stille Einzelarbeit an, jedes Kind rechnet selbständig die Plus- oder Minus-Aufgaben aus dem Buch. Oswald geht durch die Reihen, hilft bei Fragen, ermahnt hier das eine Kind, hat dort ein freundliches Wort für ein anderes.

400 Schülerinnen und Schüler der Unter- und Mittelstufe besuchen das Ebnet, 60 Prozent davon haben einen Migrationshintergrund. «Mit rund 30 Nationen haben wir die Welt im Dorf», scherzt Schulleiterin Esther Büchi. Das trifft fürs Ebnet genauso zu wie für Embrach: Im Dorf befinden sich sowohl ein kantonales Durchgangszentrum als auch ein Bundeszentrum zur Aufnahme von Asylsuchenden. Die Kinder im Durchgangszentrum werden in einer separaten Klasse unterrichtet; nur diejenigen, die länger als ein Jahr im Zentrum sind, kommen ins Ebnet. Über die vergangenen zehn Jahre hatten rund fünf Prozent der Schülerinnen und Schüler im Ebnet einen Fluchthintergrund, schätzt Büchi. So genau will sie das gar nicht wissen. «Die Kinder haben bei uns nicht den <Flüchtlingsstempel>, sie sind Persönlichkeiten, wir nehmen sie so, wie sie sind», stellt sie klar.

Deutschanfangsklasse hat sich bewährt

Aus dieser offenen und durch den Umgang mit Vielfalt geprägten Grundhaltung heraus hat Büchi mit dem Ebnet-Team das Konzept der Deutschanfangsklasse entwickelt. Vorher seien die Kinder einfach ins kalte Wasser geworfen und in die Regelklasse integriert worden, was alle Beteiligten

überfordert habe. Seit fünf Jahren bietet die Deutschanfangsklasse nun eine «Brücke». In den ersten zwei Wochen sind die Kinder ausschliesslich in dieser Klasse, sie lernen, sich auf Deutsch vorzustellen und erste kleine Gespräche zu führen. Darüber hinaus machen sie sich mit den Feinheiten der Schule vertraut, sei es über die Mittagspause nach Hause zu gehen oder den Schulthek in den Unterricht mitzubringen. «Die Schülerinnen und Schüler müssen zuerst wissen, was auf sie zukommt, dann läuft es auch mit dem Lernen viel besser», bestätigt Arzu Özsoylu, Lehrerin für Deutsch als Zweitsprache (DaZ). Durch die geringe Grösse der Anfangsklasse kann sie allfällige Probleme viel schneller angehen. So ging sie einst wie selbstverständlich davon aus, dass eine ihrer Mittelstufenschülerinnen lesen und schreiben kann. «Später merkte ich, dass sie Analphabetin war, bei ihr musste ich bei null anfangen», erinnert sie sich.

Özsoylus Arbeit ist auch so anspruchsvoll genug: Die Deutschanfangsklasse ist altersdurchmisch, die Schülerinnen und Schüler unterscheiden sich in den Niveaus. So auch aktuell: Der elfjährige Dominik aus Ungarn ist bereits seit August 2016 in der Klasse, während die siebenjährige Mariel gemeinsam mit ihrer Schwester Victoria und der Slowenin Klodiana, beide elf Jahre alt, erst seit zwei bis drei Monaten hier sind. Die Unterschiede seien aber kein Problem, versichert Özsoylu: «Wenn ein Schüler etwas verstanden hat und die andere Schülerin nicht, erklärt er es ihr. So unterstützen sie sich gegenseitig.» Ihr Unterricht ist viel optischer und haptischer ausgerichtet, das heisst, die Schülerinnen und Schüler nehmen die deutsche Sprache über Bilder auf und «begreifen» sie wortwörtlich. Zudem hat Özsoylu nie dieselbe Schülerkonstellation. Sie muss also nicht nur extrem flexibel sein und mittendrin das Programm wechseln können. «Ich notiere mir nach jeder Stunde auch alles, um den Überblick über jedes einzelne Kind zu behalten.» Für die heutige Stunde hat Özsoylu einzelne Sätze aus den Texten genommen, die die Kinder über ihre Ferien geschrieben haben, und die Wörter durcheinandergebracht («haben – meiner – den – von – gefeiert. – Wir – Geburtstag – Mutter»). Ist nun «Wir haben von meiner Mutter den Geburtstag gefeiert» korrekt? Victoria will wissen, was «gefeiert» bedeutet. Özsoylu freut sich: «Ich ermuntere die Kinder nachzufragen, wenn sie etwas nicht verstehen, ich will ihnen diese Angst nehmen.»

Eltern früh mit ins Boot holen

Dies gilt auch für die Eltern, die im Ebnet früh miteinbezogen werden. Nach den ersten zwei Wochen in der Deutschanfangsklasse werden sie zum Gespräch eingeladen. «Gewöhnlich sind nach dieser Zeit die Kinder sicherer als

die Eltern, aber die Eltern müssen genauso sicher sein und über Wissen verfügen», erklärt Büchi. Im Gespräch können sie sich ein Bild machen, wie die Schule funktioniert und was mit ihren Kindern passiert. «Da werden aus den geplanten 30 Minuten schnell zwei Stunden, die Eltern stellen Fragen und saugen die Infos auf», sagt Büchi. Als Übersetzer fungieren häufig Kinder, die bis vor ein paar Jahren selber noch kein Deutsch konnten, was die Eltern jeweils sehr beeindruckt. Die Schule müsse laut Büchi bereit sein, die Eltern mit ihren Sorgen ernstzunehmen und niederschwellig zu empfangen – so geschehen bei Irène Oswald, wo eine Mutter einmal spontan den Unterricht besucht hat. Wenn auch die Eltern in der Schweiz «ankommen», einen Deutschkurs besuchen und sich zur Integration bekennen, dann seien auch die Kinder lern- und integrationsfreudiger, hat Oswald festgestellt. Büchi ergänzt: «Kinder und Eltern beeinflussen sich gegenseitig; wenn die Eltern Mühe haben, in der Schweiz Fuss zu fassen, dann sind auch die Kinder nur mit einem Bein hier.»

Aus diesem Grund sorgt das Ebnet beispielsweise mit der schulhausinternen Fussball-Champions-League für emotionale, integrative Momente, in denen die Sprache eine untergeordnete Rolle spielt. Oder Irène Oswald hat ihre Erstklässler gemeinsam mit Fünftklässlern aus ihrer Partnerklasse ein Bild kneten lassen. «Dies bedeutete für mich wenig Aufwand in der Vorbereitung und wurde von den Kindern sehr geschätzt», hält Oswald fest. Nicht nur hier zeige sich beispielhaft, wie fantasievoll die Lehrpersonen im Ebnet seien, meint Büchi. «Sie verstehen es, mit wenig viel zu machen.» Das sei auch nötig in einer Gemeinde mit einem engen Budgetrahmen wie Embrach, ebenso wie die

Zusammenarbeit mit den Behörden. «Die Schulpflege hört gut zu und sucht konstruktiv nach Lösungen im Rahmen ihrer Möglichkeiten», lobt Büchi.

Für Integration am selben Strick ziehen

Die Heterogenität bleibt aber immer eine Herausforderung. Die Lehrpersonen im Ebnet hätten ein feines Sensorium dafür, was die Kinder bräuchten, damit sie nicht «abhängen» und vergessen gingen, betont Büchi. Ausserdem dürfe man sich nicht immer bloss auf das Mühsame konzentrieren, sondern auch die vielen Erfolgserlebnisse hervorheben. «Wenn sich zum Beispiel die Kinder zum ersten Mal in der Stunde auf Deutsch melden, dann freuen sich nicht nur die Eltern, sondern wir uns auch.» Die «Integration» betrifft überdies auch die Muttersprachlichen. Im Projekt «Freies Schreiben» können sie die Feinheiten der Sprache trainieren und an den Formulierungen eines deutschen Textes arbeiten – Fähigkeiten, die womöglich im Unterricht zu kurz kommen. «So wird niemand benachteiligt, alle sind zufrieden», bilanziert Büchi. Sie sei sich bewusst, dass dies einen Mehraufwand bedeute, aber das Ebnet-Team sei gewillt, diesen zu leisten und die Kinder zu fördern. «Unser Konzept spricht Lehrpersonen an, die Türen aufreissen wollen.» ■

ASYLSITUATION IM KANTON ZÜRICH

Im laufenden Schuljahr werden im Kanton Zürich 25 Aufnahme-klassen Asyl mit je rund 12 Schülerinnen und Schülern in den 12 kantonalen Zentren des Asyl- und Flüchtlingswesens geführt. Zu erwarten ist, dass mehr als die Hälfte dieser Schüler länger im Kanton bleiben und in den Regelklassen integriert werden.



Die Kinder der 1. Klasse von Irène Oswald spielen auf dem Pausenplatz.



Schulleiterin Esther Büchi mit Arzu Özsoylu und Irène Oswald (v.l.).

Auf der Suche nach Zuflucht und Zukunft

«Magnet Basel» ist das gemeinsame Thema von fünf Ausstellungen, die 100 Jahre Migrationsgeschichte im Dreiländereck beleuchten. Sie dauern bis Ende September.

Ende April gab das Statistische Amt Basel-Stadt bekannt, von den 198 372 Einwohnerinnen und Einwohnern des Kantons hätten 35,8 Prozent keinen Schweizer Pass. In den letzten zwölf Monaten seien 13 228 Personen zu- und 13 090 weggezogen. Kein Zweifel: Basel lebt im «Durchzug», ist ein Brennpunkt der Migration.

Die fünf Ausstellungen von «Magnet Basel» zeigen Menschen aus Fleisch und Blut, die sich hinter den Zahlen verbergen. Ausgangspunkt sind die Akten der 1917 eingerichteten Fremdenpolizei. Mehr als eine halbe Million Dossiers haben sich im Basler Staatsarchiv angesammelt. Das Kuratorenteam durchforstete den Bestand in monatelanger Kleinarbeit und bereitete rund 50 aussagekräftige historische Biografien auf. Diesen «Aktenmenschen» werden zehn zeitgenössische Migrantinnen und Migranten gegenübergestellt, mit denen man Interviews führte.

Viel zu lesen, viel zu lernen

Die Aufbereitung geschieht auf zwei Schienen: Einerseits wurde aus jeder einzelnen Biografie eine Art Zeitschrift gestaltet. Diese Broschüren sind an Lesepulten zu studieren. Andererseits haben junge Künstlerinnen und Künstler die Lebensläufe in leicht fassliche Comics verwandelt, die als Plakate ausgestellt sind. Im Idealfall führt der Einstieg über einen Comic zur

vertieften Beschäftigung mit der entsprechenden Broschüre.

Trotz attraktiver Vermittlung bleibt das Thema anspruchsvoll. Doch dürften die Lebenswege, Dokumente und Aussagen gerade auf Jugendliche fesselnd wirken. Das jüdische Wochenmagazin «Tachles» hat zu «Magnet Basel» eine Sonderbeilage veröffentlicht. Sie ist ideal für die Vorbereitung und im Internet zugänglich.

Existenz auf Messers Schneide

Wer darf bleiben? Wer muss gehen? Das war und ist die zentrale Frage. Für viele Betroffene bedeutet sie jahrelanges Bangen, zermürbende Auseinandersetzungen mit Behörden. Wer sich auf einige Dossiers einlässt, erlebt ein Wechselbad der Gefühle: Empörung über Kaltherzigkeit und Denunziation, Bewunderung für Durchhaltewillen und Zivilcourage.

Mit angehaltenem Atem verfolgen wir den «Fall» des Juden Kurt Preuss, der 1938 mit seiner Geliebten Gertrud Lüttich über Lörrach in die Schweiz kommt. Das Paar, im Deutschen Reich wegen «Rassenschande» verfolgt, wird in Basel eine Weile lang geduldet, dann bespitzelt und zum Schluss verraten, an die Grenze gestellt. Die beiden kehren in die Schweiz zurück, werden verhaftet und 1939 den deutschen Behörden «übergeben». Kurt Preuss wird 1941 im Konzentrationslager ermordet.

Bewegt liest man aber auch die Aussage des jungen Rahmad Qorbani aus Afghanistan. Seit fast zwei Jahren wartet er auf seine Befragung. Er lernt Deutsch, möchte sich engagieren, doch die Ungewissheit und vor allem die Unberechenbarkeit des Entscheids bereiten ihm schlaflose Nächte. ■

Heinz Weber

Weiter im Netz

www.magnetbasel.ch

FÜNF AUSSTELLUNGEN

- Pavillon im Hof des Staatsarchivs Basel-Stadt: «Du bist hier» – Lebensläufe aus dem Archiv der Fremdenpolizei begegnen aktuellen Migrationsbiografien
- Historisches Museum Basel – Museum für Wohnkultur: «Bewilligt. Geduldet. Abgewiesen» – Die Geschichte der Basler Fremdenpolizei von 1917 bis 1970
- Museum.BL, Liestal: «Forse nella Hanro – vielleicht in der Hanro?» – Italienische Näherinnen in der Liestaler Textilfabrik Hanro
- Dreiländermuseum Lörrach: «Mädchen, geh in die Schweiz und mach dein Glück!» – Deutsche Hausangestellte in der Schweiz
- Foyer Theater Basel: «Erhebungen zur Person» – Das Stadttheater Basel im Spiegel der Fremdenpolizei 1933–1948



Im Hof des Basler Staatsarchivs begegnen uns die Schicksale von Migrantinnen und Migranten in Form von Broschüren, aber auch als leicht fassliche Comics.

Fotos: Heinz Weber

Zweiteilige Integration verfolgt ein Ziel

Text und Fotos:
Deborah
Conversano

Fünf Mittelschulklassen besuchen das Schulhaus Zelgli in Romanshorn. Gabor Nagy unterrichtet in seiner fünften Klasse Kinder aus verschiedensten Nationen, darunter auch zwei Jungen, die vor drei und vier Jahren aus Äthiopien und Eritrea geflohen sind. Für die heterogene Klasse erhält er Unterstützung von verschiedenen Seiten.

An der Fledermauswerkstatt weiterarbeiten und eine halbe Stunde in die Mathematikaufgaben investieren: Diese zwei Aufträge soll die fünfte Klasse von Gabor Nagy bis zur Mittagspause selbständig erledigen. Der Mittelstufenlehrer überlässt es den Kindern, ob sie im Schulzimmer oder an Pulten im Gang arbeiten möchten. Nach kurzer Zeit haben alle ihren Platz gefunden, ihren Auftrag gefasst und arbeiten konzentriert und ruhig an den Aufgaben. So auch der 13-jährige Temesgen aus Eritrea und der gleichaltrige Robsen aus Äthiopien. Beide Knaben sind im Sommer 2015 gemeinsam mit ihren Kameradinnen und Kameraden in die Mittelstufenklasse von Gabor Nagy eingetreten. Robsen ist vor drei Jahren in die Schweiz gekommen, Temesgen vor vier. Während der grossgewachsene Äthiopier in seiner Heimat ab dem Kindergarten zur Schule gegangen ist, hat der Knabe aus Eritrea in der Schweiz erstmals Schulunterricht besucht. Robsens Lieblingsfächer sind Französisch und Englisch, Letzteres konnte er schon. Temesgen bezeichnet Deutsch und Sport als seine Lieblingsfächer. Beide mögen Mathematik nicht besonders.

Deutsch für viele nicht Muttersprache

Da in Romanshorn die Klassen nach der dritten Primar gemischt werden, war es damals für alle Schülerinnen und Schüler ein Neustart in seiner Klasse, erzählt Nagy. Er habe von der Lehrperson der vorherigen Stufe zu allen Kindern Informationen erhalten, auch zu Temesgen und Robsen. Beide Knaben hatten früher eine Einführungs-klasse für Fremdsprachige (EfF) besucht. In diesem Modell lernen die Kinder jeweils an vier Vormittagen pro Woche in altersgemischten Gruppen vor allem Deutsch. An den Nachmittagen und am Freitag sind sie bereits ihrer Stamm-klasse angegliedert. Die EfF wird meistens ca. ein Jahr lang besucht. Temesgen und Robsen sind voll integriert in der Klasse von Nagy und besuchen neben dem Regelunterricht zwei Doppellektionen Deutsch als Zweitsprache pro Woche. Die zwei Jungen sind in ihrer Klasse nicht die Einzigen,

für die Deutsch nicht die Muttersprache ist: Von den 18 Schülerinnen und Schülern sind 12 offiziell fremdsprachig. Die Klasse ist multikulturell zusammengesetzt: Da ist Sofia, deren Eltern aus Portugal stammen. Sie ist in der Schweiz geboren und hat schon zu Hause Deutsch gelernt. Andrea ist in Italien geboren. Ihre Mutter ist Schweizerin und die Familie ist später in die Schweiz zurückgekehrt. Mit ihrem Vater spricht sie Deutsch und er mit ihr Italienisch, so lernen beide die jeweils andere Sprache besser. Drishahs Eltern stammen aus Pakistan. Sie ist in der Schweiz geboren, sprach am Anfang ausschliesslich Urdu. Sie mag alle Fächer in der Schule, erzählt sie. Andere Kinder in der Klasse stammen aus der Türkei, dem Kosovo, aus Mazedonien und Spanien. Im Klassenzimmer widerspiegelt sich die Heterogenität der Ortschaft Romanshorn: Der Ausländeranteil beträgt 30,9 Prozent und liegt damit 6 Prozent höher als der Schweizer Durchschnitt. Punkto Kultur sieht der erfahrene Mittelstu-



Die Schulklasse von Gabor Nagy in Romanshorn ist multikulturell gemischt.

fenlehrer einen Unterschied zwischen den zwei geflüchteten Kindern und den anderen: Zuverlässigkeit, Mithilfe bei Ämtli und das Erledigen der Hausaufgaben klappen bei ihnen nicht einwandfrei. Zudem weisen beide aufgrund ihrer Schulbiografie teils grosse Bildungslücken auf. Es habe zwar lange gedauert, aber «sie machen kleine Fortschritte, die sichtbar sind», sagt Nagy. Ausschliesslich lobende Worte findet er für die Integration der zwei Jungen: «Ich finde es besonders schön, dass beide sehr kommunikativ sind. In der Pause sprechen sie auch mit Kindern aus anderen Klassen. Sie kommen gut an bei den anderen, denn sie sind freundlich und nett.» Auch dass beide sportlich sind, erleichtert ihnen den Kontakt zu anderen Kindern.

Unterstützung von verschiedenen Seiten

Nagy, der ursprünglich aus Ungarn stammt, ist seit 20 Jahren Lehrer in Romanshorn. In der Zeit des Balkankonflikts Mitte der 1990er-Jahre besuchte ein Kind mit Fluchterfahrung seine Klasse. «Damals war man auf sich allein gestellt mit einem solchen Kind», erinnert er sich. Heute hingegen habe er rundherum mehr Unterstützung. Konkret ist in sieben Lektionen pro Woche ein Zivi in seiner Klasse, den er einsetzt, um mit einem Kind Franz-Wörtli zu lernen oder Vorlesen zu üben. Zwei Lektionen pro Woche besucht eine Seniorin als Klassenassistentin die Klasse. Die Schulische Heilpädagogin ist während dreier Einzellektionen pro Woche anwesend, oft unterrichtet er mit ihr im Teamteaching. Dazu kommen für die beiden Knaben aus Afrika die zwei Doppellektionen DaZ.

Im Schnitt zwei bis sieben geflüchtete Kinder pro Jahr

Unterstützung bietet auch Peter Hinderling. Er ist Schulleiter des Primarschulkreises B in Romanshorn, der 380 Kinder umfasst. Rund 100 davon besuchen das Mittelstufenschulhaus Zelgli, in dem Gabor Nagy unterrichtet. «Ich übernehme Kleinigkeiten, damit die Lehrpersonen nicht zusätzlich Zeit opfern müssen», erzählt der Schulleiter. Wie auch seine für den Schulkreis A zuständige Kollegin Irene De Boni organisiert er beispielsweise Dolmetscher für Elterngespräche, spricht mit den Verantwortlichen im Durchgangsheim oder übernimmt den Erstkontakt mit den Eltern. Er betont aber: «Für die Lehrperson ist es immer ein Mehraufwand.»

In Romanshorn befindet sich ein Durchgangsheim. So kann plötzlich ein Telefonanruf kommen, bei dem der Schulleiter erfährt, dass geflüchtete Kinder beschult werden müssen. Seit 2010 waren es an den Romanshorer Primarschulen im Durchschnitt zwei bis sieben pro Jahr, sagt Hinderling, «eine überschaubare Grösse». Vor zwei

Jahren habe man sich gewappnet für eine grosse Zahl syrischer Geflüchteter, diese sei aber ausgeblieben.

Ortswechsel überfordert Kinder nicht

Romanshorn führt deshalb selbst keine Einführungsklasse für Fremdsprachige, sondern hat eine Vereinbarung mit Amriswil und Arbon. Diese nehmen vorwiegend Mittelstufenkinder in die Eff auf, Kinder im Kindergarten- und Unterstufenalter hingegen werden eher in ihrer Wohngemeinde einzeln intensiv mit DaZ-Lektionen gefördert und einer Klasse zugeteilt. Dass ein Kind für die Beschulung in eine andere Gemeinde geschickt wird, könnte sich auf den ersten Blick mit dem Integrationsgedanken beissen. Hinderling hat bisher nur gute Erfahrungen mit der Eff gemacht. Auch waren die Kinder durch den Ortswechsel seines Wissens nie überfordert. Da die Kinder an den Nachmittagen und freitags schon einer Stammklasse in ihrer Wohngemeinde angegliedert seien, «sind sie schon akklimatisiert und müssen sich, nach ihrer Zeit in der Eff, nicht neu orientieren oder neu integrieren».

Hinderling ist beeindruckt von den Lehrpersonen der Eff, die tagtäglich grosse Herausforderungen meistern. «Sie versuchen, alle auf ihrem Niveau zu schulen: solche, die drei, vier Monate hier sind, und solche, die seit zwei Wochen da sind. Eine gute Sache!» Es gebe wohl nicht hunderte Lehrpersonen, die diese Aufgabe übernehmen könnten, «der Anspruch an die Lehrperson ist extrem hoch, vor allem wegen der grossen Altersspanne und den verschiedensten Kulturen, die aufeinandertreffen».



Im Schulhaus Zelgli in Romanshorn gehen rund 100 Mittelstufenschülerinnen und -schüler zur Schule.

Vielen europäischen Ländern geht es schlecht

Eine dieser Lehrpersonen ist Agatha Brühwiler. Sie unterrichtet eine der zwei EfF in Amriswil. «Im Schuljahr 2005/2006 durfte ich eine neue DaZ-Abteilung für Neuzugezogene eröffnen», erzählt sie. Amriswil habe damals eine Vorreiterrolle für die heutigen EfF im Kanton Thurgau eingenommen. Durchschnittlich zwölf Schülerinnen und Schüler besuchen ihre Klasse, aktuell sind darunter keine geflüchteten Kinder. Sie stammen aus Spanien, der Ukraine, Italien, Griechenland, Albanien, Mazedonien, Ungarn und der Türkei. «Es zeichnet sich klar ab, dass es vielen Ländern in Europa wirtschaftlich schlecht geht», sagt Brühwiler mit Blick auf die Zusammensetzung ihrer Klasse. Zudem kämen immer wieder Personen aus Ländern Afrikas und aus Syrien. Ziel der EfF sei eine möglichst rasche Eingliederung in die Regelklasse. Die Verbindung der Stundentafeln von Regel- und Einführungs-klasse für Fremdsprachige habe sich dafür als optimale Kombination gezeigt. «Sie ist zwingend für das Gelingen der Integration», ist die Lehrerin überzeugt. Zentral ist auch eine gute Absprache zwischen den Lehrpersonen der beiden Klassen. Dies umfasst das Melden von Absenzen, das Bekanntgeben von Schulanlässen und die gegenseitigen Besuche. Das gilt auch bei Kindern aus anderen Gemeinden. «Das funktioniert erfreulich. Unsere EfF wird geschätzt!», freut sich Brühwiler.

Mittlerweile ist der Morgen in Gabor Nagys Klasse fast vorüber. Nicht ganz alle haben neben der Beschäftigung mit den Fledermäusen auch an die Matheaufgaben gedacht. Dafür wissen sie nun, dass der Grosse Abendsegler eine der grössten heimischen Fledermausarten ist und wo sich die faszinierenden Säugetiere verstecken. ■

SCHULISCHE INTEGRATION IM KANTON THURGAU

Geflüchtete Kinder sind an ihrem Wohnort, am Standort eines der sieben kantonalen Durchgangsheime, schulpflichtig. Es liegt in der Kompetenz der Schulgemeinde, ob die Kinder eine der fünf Einführungsklassen für Fremdsprachige (EfF) besuchen oder direkt in eine Regelklasse eingebunden werden mit zusätzlichen Fördermassnahmen. In der EfF verbleiben die Kinder in der Regel ein Jahr und sind in dieser Zeit bereits einer Stammklasse angegliedert. Als Teil des kantonalen Integrationsprogramms gibt es zudem im Thurgau sechs Integrationsklassen. Im Kurs 1A werden 12- bis 16-Jährige, in den Kursen 1B, 2 und 3 junge Erwachsene geschult mit dem Ziel, ihre Sprachkenntnisse zu verbessern und sich auf eine berufliche Anschlusslösung vorzubereiten.

Weiter im Netz

www.schulblatt.tg.ch › Schulblatt April 2017: Fokausgabe zu geflüchteten Kindern im Thurgau
www.av.tg.ch › Stichwörter A-Z › Flüchtlinge



Wo verstecken sich Fledermäuse? Welche Arten gibt es? Wie ist der Jahreszyklus einer Fledermaus? Die fünfte Klasse erforscht es in der Werkstatt zu Fledermäusen.

Integration: Die Balance auf der Wippe finden

Die bedarfsgerechte Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen fordert Lehrpersonen heraus. Einige besuchen deshalb Weiterbildungskurse wie denjenigen von Bettina Looser an der PH Schaffhausen.

«Integration soll gelingen und nicht nur ein Schlagwort bleiben» – so lautet die Devise von Bettina Looser. Die Dozentin für Interkulturelle Pädagogik an der Pädagogischen Hochschule Schaffhausen will darum den Teilnehmenden ihres Weiterbildungskurses «Jugendliche mit Fluchterfahrung kompetent begleiten» Wissen zu Flucht und Schule vermitteln. So ermöglicht sie ihnen das Verstehen der Integration als Prozess und gibt ihnen konkrete Werkzeuge mit, damit sie motiviert sind, auch integrativ zu handeln.

Am ersten von zwei Kursabenden führt Looser die fünf Teilnehmenden in das Phänomen der Migration ein und zeigt die verschiedenen Kategorien von Heterogenität auf. Diese umfassen weit mehr als bloss das Herkunftsland: Sprache, kulturelle Normen und Werte, Religion, Schulbildung etc. Genau aus diesem Grund spricht Looser konsequent von der Migrationsgeschichte statt vom Migrationshintergrund. «Wir haben alle eine Migrationsgeschichte; es kommt nur darauf an, wie weit wir den Zeithorizont fassen.» Darauf basiert das Konzept des ressourcenorientierten Unterrichts: Lehrpersonen sollten den Blick darauf richten, was die Schülerinnen und Schüler stärkt. Um Ressourcen zu erkennen, ist es gemäss Looser nötig, die eigene Wahrnehmung und das eigene Handeln zu reflektieren und den Wunsch nach einfachen, aber gefährlichen Verallgemeinerungen aufzugeben. «Die Feinheiten spüren wir oft nur bei uns, bei Fremden aber bereits nicht mehr», erklärt sie.

Integration betrifft beide Seiten

Am zweiten Kursabend entwirft Looser das Bild des Nestes für die Schule. Diese ist der sichere Ort, an dem die Kinder und Jugendlichen eingebettet sind. Voraussetzung dafür ist die Zusammenarbeit der Bezugspersonen auf Basis der Gleichwertigkeit: «Viele Lehrpersonen sind verunsichert, aber aus meiner Erfahrung finden sie und die Eltern sich schnell, wenn sie gemeinsame Ziele für das Kind formulieren können.» Integration sei kein einseitiger Prozess, sondern ein Mannschaftssport, in dem sich alle Beteiligten üben müssten.

Auch sollten Lehrpersonen nach Ansicht von Looser berücksichtigen, dass Jugendliche zusätzlich zur Krise der

Integration auch die Krise der Pubertät zu bewältigen haben. Deshalb seien sie auf Zugehörigkeit und Anerkennung angewiesen, die Lehrpersonen mit einem Vertrauensvorschuss vermitteln könnten. Konkreter: Lehrpersonen sollen beispielsweise den «guten Grund» für die Flucht annehmen. «Es gibt einen guten Grund dafür, dass die Flucht so passiert ist oder dass sie von den geflüchteten Menschen so erzählt wird.» Ebenso wichtig ist es, so Looser, auch bei Schwierigkeiten die Beziehung zu den geflüchteten Jugendlichen zu halten und dabei weder sich selbst noch die Jugendlichen aufzugeben.

Flexibilität ist gefragt

Dies verlangt laut Looser von den Lehrpersonen, eine lernende Haltung zu pflegen und eine «suchende Gelassenheit» anzustreben. Dazu gehört es, zum Beispiel gemeinsam mit den Jugendlichen Regeln zu formulieren und diese bedarfsgerecht anzuwenden. Was Looser darunter versteht, erklärt sie am Verbot des Mobiltelefons im Unterricht. Da dieses für Geflüchtete oft einer «Nabelschnur in die Heimat» gleichkommt, kann es die Lehrperson einziehen, aber für die Jugendlichen sichtbar im Schulzimmer lassen.

Zum Umgang mit geflüchteten Menschen gehört zwangsläufig auch die Psychohygiene, das heisst, sich mit der eigenen psychischen Verfassung auseinanderzusetzen und diese zu schützen. Lehrpersonen schaukeln hier laut Looser auf einer

Wippe: «Auf der einen Seite kann die Überfürsorge gegenüber den Geflüchteten in einer Überlastung münden; auf der anderen Seite kann die Abgrenzung gegenüber der Thematik zu einer übermässigen emotionalen Distanz führen.»

Mitte zwischen beiden Extremen

Erst wenn sich professionelle Distanz und rationale Analyse auf der einen Seite, anwaltschaftliche Haltung und solidarische Partizipation auf der anderen Seite die Waage hielten, seien Lehrpersonen sowohl handlungsfähig als auch empathisch. So sei es möglich, geflüchtete Kinder und Jugendliche gut zu begleiten und ihnen ihre Menschenwürde zurückzugeben. «Diese Kinder und Jugendlichen sind eine Bereicherung für uns», betont Looser, «und Lehrpersonen und Schule sind eine Bereicherung für sie.» ■

Maximiliano Wepfer

Zur Person und zum Kurs

Bettina Looser ist Dozentin und Fachbereichsleiterin Heterogenität an der PH Schaffhausen, Leiterin des Mentoring-Projekts «Accanto» zur ausserschulischen Bildung von geflüchteten Kindern und Jugendlichen sowie selbständige Beraterin und Referentin zu den Themen Schule, Migration und Flucht, unter anderem an den PH Thurgau und Graubünden. Interessierte an einer Weiterbildung zum Umgang mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen können sich an die Pädagogische Hochschule oder die Volksschulämter wenden.



Dozentin Bettina Looser vermittelt den Kursteilnehmenden Grundlagen, damit sie geflüchtete Kinder und Jugendliche bedarfsgerecht unterrichten können. Fotos: Maximiliano Wepfer

«Der Ideenreichtum im Kurs ist eindrücklich»

Nach dem zweigeteilten Kurs «Jugendliche mit Fluchterfahrung kompetent begleiten» beurteilen die Teilnehmenden, wie ihnen die Weiterbildung gefallen hat und inwiefern sie ihre Erwartungen erfüllt hat.



«Als nicht öffentliche Schule haben wir den Auftrag, Migranten zwischen 15 und 25 Jahren für ihre Ausbildung in der Schweiz sprachlich fit zu machen. Beim Kurs ging es mir darum, einen guten Rucksack zu haben, damit ich als Schulleiterin die Lehrpersonen in ihrer Arbeit unterstützen kann. Im Kurs gibt es wahnsinnig viele und sehr differenzierte Informationen. Mir gefällt es, dass diese nicht schubladisierend sind.»

Anna Brügel, Schulleiterin am Schweizerischen Arbeiterhilfswerk (SAH), Schaffhausen



«Bislang habe ich nicht so viel Erfahrung mit geflüchteten Jugendlichen gehabt, deshalb betrachte ich den Kurs eher als Vorbereitung. Man muss damit rechnen, dass früher oder spä-

ter eine Gruppe von Geflüchteten in die Klasse kommt, und da will ich nicht auf dem falschen Fuss erwischt werden. Der Inhalt entspricht meinen Erwartungen, ich muss mir noch überlegen, was ich davon konkret für den Unterricht mitnehmen kann. Abgesehen davon ist der Kurs für mich noch nicht abgeschlossen. Wir treffen uns dieses Jahr noch dreimal zum fakultativen Austausch an einer Supervision. Eine Herausforderung ist meiner Meinung nach die Zusammenfassung, die ich für mein Team noch schreiben muss.»

Kaspar Arnold, Lehrer einer Einführungsklasse für Fremdsprachige, Neuhausen

«Man muss damit rechnen, dass früher oder später eine Gruppe von Geflüchteten in die Klasse kommt, und da will ich nicht auf dem falschen Fuss erwischt werden.»



«Ich habe mir einen Ideenaustausch und eine andere Sichtweise erhofft, etwas Neues zu

hören. Dies kommt sonst in meinem Berufsalltag, wenn wir es mit Kindern aus 15 verschiedenen Nationen zu tun haben, etwas zu kurz. Was mich besonders interessiert hat, sind Hinweise, um Traumatisierungen zu erkennen und damit umzugehen. Der Kurs hat mich in meiner Haltung bestätigt und gezeigt, dass ich auf dem richtigen Weg bin.»

Christa Hauser, Kitaleiterin, Schaffhausen



«Wir haben andere Rahmenbedingungen als nicht öffentliche Schule, deshalb schätze ich den spannenden Austausch mit Fach- und Lehrpersonen der Volksschule. Mich hat der psychologische Hintergrund im Umgang mit Geflüchteten interessiert, ich wollte diesen besser verstehen, um die Dinge einordnen zu können. Der Ideenreichtum von Frau Looser ist eindrücklich, ich bin begeistert von ihren Inputs und fühle mich bestätigt in gewissen Ansätzen. Ich hätte mir einzig noch konkretere Hilfestellungen gewünscht, aber mir ist bewusst, dass der Kurs diese nicht erfüllen kann. Als Lehrpersonen sind wir schliesslich keine Therapeuten, unsere Möglichkeiten sind begrenzt.»

Sara de Ventura, Lehrerin beim SAH, Schaffhausen

«Ich wollte die theoretische Basis abholen, um hinter den Menschen zu sehen und ihn besser zu verstehen. Da wollte ich wissen, was ich schon gut mache und was ich noch besser machen kann.»



«Ich wollte die theoretische Basis abholen, um hinter den Menschen zu sehen und ihn besser zu verstehen. Ich helfe geflüchteten Jugendlichen in der beruflichen Integration, den Schritt in die hiesige Arbeitswelt zu tun. Da wollte ich auch wissen, was ich schon gut mache und was ich noch besser machen kann. Der Kurs war sehr informativ und spannend, ich kann vieles davon mitnehmen.»

Florian Grütter, Kursleiter und Coach beim SAH, Neuhausen

Aufgezeichnet von Maximiliano Wepfer

Fit sein und Verantwortung übernehmen – in zwei Kulturen

Text und Fotos:
Maximiliano
Wepfer

Durch die Vermittlung des Vereins familynetwork.ch hat Erziehungswissenschaftlerin Elke Hildebrandt mit ihrem Ehemann einen unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden aus Afghanistan als Pflegekind aufgenommen. Sie berichtet aus dem Betreuungsalltag sowie über die Chancen und Herausforderungen für beide Seiten.



Viele sagen, sie würden es gerne tun. Elke Hildebrandt hat es aber tatsächlich gemacht: einen Flüchtling aufgenommen. Die Erziehungswissenschaftlerin und Professorin für Unterrichts- und Schulkulturen an der Pädagogischen Hochschule FHNW hat mit ihrem Ehemann Martin Hildebrandt den 14-jährigen Jugendlichen Noor (Name geändert) aus Afghanistan bei sich als Pflegekind aufgenommen.

Mit Charme überredet

«Schuld» daran ist die ägyptische Schwiegertochter des Paares, die selber Fluchterfahrung hat und nun Asylsuchende berät. Sie meinte, dass all die unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden (UMA) nicht in Asylunterkünften gehörten, sondern in Familien. Hildebrandt, die mit ihrem Mann drei erwachsene Kinder hat, antwortete, dass sie doch schon zu alt wären, um einen Flüchtling aufzunehmen. Darauf widersprach die Schwiegertochter charmant, sie seien gerade richtig. Vollends überzeugt waren die Hildebrandts nach dem Besuch eines Infoabends, an dem der Verein familynetwork.ch sein Konzept vorstellte, um UMA in Pflegefamilien unterzubringen. Trotz ihrem Engagement bleibt Elke Hildebrandt nüchtern: «Dies ist keine romantische Geschichte, sondern hier kommen Menschen mit knallharten Problemen zu uns, die besondere Zuwendung und Aufmerksamkeit brauchen.» Diese Menschen hätten daher anderes zu tun als einem dankbar zu Füßen zu liegen. So rekrutiert in Noors afghanischer Heimat der «Islamische Staat» Kinder und Jugendliche als Kämpfer. Viele Familien wollen ihren Söhnen dieses Schicksal ersparen und schicken sie auf eine ungewisse und harte Reise.

Intensive Vorbereitung und Betreuung

Solche Fluchterfahrungen erfordern es, dass Pflegefamilien entsprechend vorbereitet sind. Interessenten wie die Hildebrandts werden deshalb bei der Bewerbung von familynetwork.ch auf Herz und Nieren geprüft. Sie müssen beispielsweise einen Strafregisterauszug und ein ärztliches Zeugnis vorweisen. Der Verein unterstützt sie im Gegenzug mit regelmässigen Besuchen, in denen Pflegeeltern und -kinder ihre Sorgen und Nöte mitteilen können. Zusätzlich tauschen sich UMA-Pflegeeltern in vom Verein organisierten Supervisionsgruppen aus und treffen sich darüber hinaus auch an privaten Anlässen wie kürzlich an einer Schlauchbootfahrt zu Noors Geburtstag.

Zudem bietet familynetwork.ch den UMA-Pflegeeltern eine Ansprechperson, die für Probleme rund um die Uhr erreichbar ist. «Auch in Extremsituationen gibt es klare Wege und Konzepte», lobt Elke Hildebrandt. «Ich schätze diese professionelle und unkomplizierte Zusammenarbeit.»

Dies gilt auch für den Austausch mit der Vertrauensperson beim Kanton, die die rechtliche Verantwortung für Noor trägt und deren Rolle derjenigen eines Vormunds entspricht. Das bedeutet unter anderem, dass die Vertrauensperson Schulzeugnisse unterschreibt.

Neue Welt – für beide Seiten

«Nach neun Jahren Zweisamkeit mit meinem Mann hat der Schritt in die Dreisamkeit mit Noor unser Leben total verändert», bestätigt Hildebrandt, die dank Noor in eine neue Kultur eintaucht. Sie findet es wunderschön, zu erleben, wie er neue Sprachen (Deutsch plus Englisch und Französisch) lernt, grosse Fortschritte macht und dadurch eine neue Welt erobert. Dies ist umso schöner, nachdem er in Afghanistan selbst in einem vermeintlich kulturunabhängigen Fach wie Mathematik inhaltlich wenig lernen konnte. So beziehen

«Wir leben in einer Kultur, in der alles gleich gültig ist, da wird einem schnell vieles gleichgültig, was gefährlich werden kann.»

sich Noors schulische Erfahrungen hauptsächlich auf das Auswendiglernen des Korans. Der intensive Besuch der Koranschule ist für ihn deshalb auch in der Schweiz sehr zentral – eine Verbindung zu seinen Wurzeln.

Für Noor ist dieses Leben, in dem er in beiden Kulturen fit sein muss, eine Herausforderung. «Die Identitätsbildung in einer fremden Kultur ist schwierig», anerkennt Hildebrandt. «Die jetzige Situation bietet Noor aber auch <Wahlfreiheit>, die Chance, verschiedene Kulturen intensiv zu erleben.» Hinzu kommen die für Jugendliche in seinem Alter typischen Verhaltensweisen, zum Beispiel wenn er Dinge verweigert. Woran das konkret liegt, unterscheidet sich nach Angaben der Erziehungswissenschaftlerin aber von Fall zu Fall: «Ich stochere zunächst im Ungewissen, muss jeweils nach dem Ausschlussverfahren herausfinden, ob es <nur> die Pubertät ist, eine Frage seines Charakters oder doch ein kulturell oder religiös bedingtes Verhalten.» Hier müsse sie achtsam sein, um Noors Gefühle nicht zu verletzen.

Toleranz ist kein Laisser-faire

Diese Gratwanderung verlangt nach Toleranz als einer aktiven Arbeit. «Man muss sich zunächst selbst kennen und wissen, was man glaubt und was man denkt», hält Hildebrandt fest. «Erst dann kann ich verstehen, was anders ist.»

Das Bewusstsein um die eigene Kultur und Religion sei bei Menschen mit Fluchterfahrung meist grösser als in der hiesigen Bevölkerung. «Wir leben in einer Kultur, in der alles gleich gültig ist, da wird einem schnell vieles gleichgültig, was gefährlich werden kann», mahnt Hildebrandt. Deshalb setzt sie bei der Toleranz klare Grenzen. Das bedeutet für sie, zum Beispiel die Diskriminierung von Frauen in anderen Ländern sowie Rechte und Pflichten in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft klar anzusprechen, auch wenn es Noor manchmal nicht passe.

Damit die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Kulturen sichergestellt ist, plädiert Hildebrandt dafür, das Schulfach Ethik, Religionen und Gemeinschaft zu stärken. Dort können sich die Schülerinnen und Schüler darüber austauschen, wie die verschiedenen Religionen und Kulturen das Verhältnis zwischen Familie und Individuum sehen oder wie sie zur Frage der Ehre stehen. Dies müsse aber nicht nur in diesem einen Fach geschehen.

Wasser, Luft und Feuer

Nach zwei Jahren in der Schweiz hat sich Noor gut integriert und geht gern zur Schule, vor allem in den Sport-

unterricht. Als begeisterter Flugzeugfan, der bereits eine Swiss-Pilotin interviewt hat und selbst diesen Beruf ergreifen will, interessiert er sich auch für physikalische Fragen zur Funktionsweise von Flugzeugen. Daneben hat sich Noor für die freiwillige Feuerwehr gemeldet und will sich vor der Teilnahme an den Schweizer Schwimm-Meisterschaften das Rettungsschwimmer-Brevet holen. Jetzt besucht Noor die 1. Klasse der Realschule, sein Ziel bleibt aber die Sekundarschule, der mittlere der drei Typen der Stufe Sek I im Kanton Aargau.

Noor wird voraussichtlich bei Hildebrandts bleiben, bis er 18 Jahre alt ist. «Wir hoffen sehr, dass das klappt», sagt Elke Hildebrandt. «Noor ist ein sehr humorvoller junger Mann und wir haben viel zu lachen mit ihm.» Für ihn wünscht sie sich weiter, dass er später wieder nach Afghanistan zurückgehen, seinem Land etwas weitergeben und dort Verantwortung übernehmen kann – analog den Hildebrandts, die für ihn das auch getan hätten, obwohl sie das nicht müssten. Sie ist sich sicher: «Wenn er erwachsen ist, wird er das sicher begreifen – und dadurch Energien freisetzen können.» ■

Weiter im Netz

www.familynetwork.ch

Weiter im Text

«Am Himmel kein Licht»: Im Buch erzählt Gulwali Passarlay seine Geschichte, wie er unter ähnlichen Umständen wie Noor aus Afghanistan flüchten musste.

DIE SITUATION DER UMA IN DER SCHWEIZ

Die Zahl der Asylgesuche von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden hat zwischen 2013 und 2016 von 332 auf 1987 zugenommen. Dazwischen liegt das Rekordjahr 2015 mit 2734 UMA-Asylgesuchen. Auch prozentual gesehen stieg in dieser Zeitspanne der Anteil der UMA unter allen Asylsuchenden von rund 3 auf 7 Prozent. Bis 30. Juni 2017 wurden 379 Asylgesuche von UMA eingereicht. Die Mehrheit der UMA ist zwischen 16 und 18 Jahre alt (63 Prozent), die männlichen Jugendlichen sind mit 84 Prozent übervertreten. Die UMA stammen hauptsächlich aus Eritrea, Afghanistan und Somalia. Bei ihrer Ankunft in der Schweiz werden sie in den vier Empfangs- und Verfahrenszentren des Bundes in Basel, Kreuzlingen, Vallorbe und Chiasso untergebracht, bevor sie nach demselben Verteilschlüssel wie für Erwachsene den Kantonen zugewiesen werden. Die Asylgesuche von UMA werden prioritär behandelt. UMA sollen bei Verwandten und in Pflegefamilien, alternativ auch in speziellen UMA-Zentren oder Wohngruppen untergebracht werden. Die Unterbringung von UMA im schulpflichtigen Alter zusammen mit erwachsenen Asylsuchenden ist nach Möglichkeit zu vermeiden. Falls dies nicht geht, sind sie in geschützten, von Erwachsenen abgegrenzten Bereichen unterzubringen.



Für die Hildebrandts ist das Zusammenleben mit Noor eine Bereicherung.

Wirksame Starthilfe ins Berufsleben

Sie sind hoch motiviert, wollen Deutsch lernen und im Berufsleben Fuss fassen. Die Rede ist von den rund 130 Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die im vergangenen Schuljahr Integrationskurse am Gewerblichen Berufs- und Weiterbildungszentrum in St. Gallen besucht haben und damit ihrem Ziel ein Stück näher gekommen sind. BILDUNG SCHWEIZ hat eine der Klassen besucht.

Ali ist 18 Jahre alt und lebt seit rund einem Jahr in St. Gallen. In seiner Heimat, dem Iran, besuchte er während neun Jahren die Schule. Danach arbeitete er für knapp vier Monate als Gipser, bevor er mit seiner Familie nach Afghanistan flüchtete. Die Flucht von dort weiter in die Schweiz unternahm er allein und sie dauerte rund zwei Monate. Seine Familie ist noch immer in Afghanistan. Alis Ziel ist es, sich weiterzubilden und eine Arbeit zu finden.

Der 17-jährige Afghane Mohammed lebt seit zwei Jahren mit Eltern und Geschwistern in der Schweiz. Die Schule durchlief er ebenfalls in seiner Heimat. Mohammeds grosser Wunsch ist es, hier zu bleiben und in der Bau- oder Computerbranche Fuss zu fassen. Seine Zukunft ist allerdings ungewiss. Mit dem Ausweis N ist der Eintritt in eine Vorlehre, in ein Berufsvorbereitungsjahr oder gar in eine Berufslehre nicht möglich. Er muss den Bescheid der Behörden abwarten.

Solche Ungewissheit hat Nazir glücklicherweise nicht. Er verfügt über einen Ausweis F, womit ihm der Eintritt in eine Vorlehre freisteht. Der 18-jährige Afghane arbeitete in seiner Heimat als Schreiner. Einen Praktikumsplatz in diesem Berufszweig zu finden, wäre ideal, sei aber schwierig. Schwierig sei auch die Mundartsprache. «Die verstehe ich kaum. Ich muss noch Schweizerdeutsch lernen», kündigt Nazir, dessen Hochdeutsch bereits fortgeschritten ist, mit einem Augenzwinkern an. Wie Ali ist auch er allein geflüchtet.

Zahl der spät zugewanderten Jugendlichen steigt

So wie Ali, Mohammed und Nazir geht es vielen hier in der Schweiz. Die Zahl der 16- bis 25-Jährigen, die erst spät

in die Schweiz gekommen sind, nimmt zu. Sie alle haben das Schweizer Schulsystem nicht durchlaufen und verfügen in vielen Fällen über keinen Bildungsabschluss auf der Sekundarstufe II. Sie kommen mit einer langfristigen Bleibeperspektive und brauchen deshalb Starthilfe, damit sie einen solchen Abschluss erreichen und ihnen der Einstieg ins Berufsleben gelingen kann. Das hiesige Bildungssystem stellt mit Brückenangeboten sowie Partnerschaften mit Wirtschaftsverbänden und Betrieben bereits Gefässe zur Verfügung. Sie reichen aber bei Weitem nicht aus.

Das grösste Brückenangebot im Kanton

Ali, Mohammed und Nazir besuchen gemeinsam den Integrationsförderkurs am Gewerblichen Berufs- und Weiterbildungszentrum (GBS) in St. Gallen. Ihre Kernziele: Deutsch sprechen und einen Beruf erlernen. Die Schwelle zwischen Schule und Beruf stellt aber sowohl für die Betroffenen als auch für die Bildungsinstitutionen eine grosse Herausforderung dar. Aufgrund der deutlich höheren Zahl an geflüchteten Menschen, die ab 2015 infolge der Kriege in Syrien und im Irak in die Schweiz gekommen sind, müssen neue passende Angebote geschaffen werden. Der Integrationskurs (IK) und insbesondere der später hinzugekommene Integrationsförderkurs (IFK) sind zwei solche Beispiele. Beide gehören zur Abteilung am GBS, zu dem auch das Berufsvorbereitungsjahr und die Vorlehre gehören.

Rund 6600 Jugendliche und junge Erwachsene besuchen das GBS in St. Gallen. Von basalen Kursen bis hin zu eidgenössisch anerkannten Lehrgängen der Stufe Höhere



Die Schülerinnen und Schüler des Integrationsförderkurses schreiben einen Erfahrungsbericht über den Besuch der St. Galler Stiftsbibliothek. Fotos: Belinda Meier



Der Unterricht schliesst mit einem auflockernenden Wortschatzspiel.

Fachschule HF bietet das Zentrum eine grosse Vielfalt an Aus- und Weiterbildungen. Für die Brückenangebote sind insgesamt 40 Lehrpersonen im Einsatz, davon 13 Lehrpersonen in den IK und IFK. Neben Rapperswil, Wattwil und Buchs verfügt das Zentrum damit über das grösste Brückenangebot im Kanton. «Die Betreuung der Schülerinnen und Schüler im Integrationsbereich erfolgt in der Regel durch eine Klassenlehrperson und zwei Fachlehrpersonen, wobei die Klassenlehrperson die Leitung übernimmt und den anderen Lehrpersonen Aufträge erteilt», erklärt Karl Oss, Lehrgangleiter Integrationskurs am GBS in St. Gallen. Zudem sei jede Lehrperson gleichzeitig in mehreren Klassen vertreten. «Dies ermöglicht einen optimalen Austausch.»

130 Jugendliche in den Integrationsklassen geschult

Inhaltlich unterscheiden sich IK und IFK kaum. Hingegen sind die Zielgruppe, die Finanzierung und die Anschlussmöglichkeiten verschieden. Während sich der IK an fremdsprachige Migrantinnen und Migranten im Alter zwischen 15 und 21 Jahren richtet, die Aufenthaltsstatus haben (Ausweise F, B, C, CH-Pass), besuchen den IFK ausschliesslich geflüchtete Jugendliche (Aufenthaltsstatus N) oder junge Migrantinnen und Migranten im Alter zwischen 21 und 25 Jahren. Der IK ist ein Auftrag des Bundes und ein Angebot des Kantons, der IFK wiederum wird von der Gemeinde eingekauft. Das heisst, die Gemeinden – konkret der Trägerverein für Integrationsprojekte (TISG), ein Projekt der Vereinigung St. Galler Gemeindepräsidenten – kaufen an Berufs- und Weiterbildungszentren Plätze für Schülerinnen und Schüler

ein, die nicht den IK besuchen können. «Der TISG fordert die Gemeinden auf, Interessierte an einem IFK zu melden, bestimmt in der Folge eine Auswahl und stellt den Berufsschulen jeweils eine Liste mit Namen der Personen zu, die für ein Aufnahmegespräch eingeladen werden können», erklärt Oss. Im Integrationsbereich wurden im Schuljahr 2016/2017 rund 130 Jugendliche und junge Erwachsene geschult, aufgeteilt auf drei Klassen IFK und sieben Klassen IK.

«fide»-orientierter Unterricht

Die Teilnehmenden verfügen sowohl im IK als auch im IFK über minimale Deutschkenntnisse. In beiden Kursen werden sie an vier Halbtagen pro Woche in Deutsch in den Handlungsfeldern Arbeit, Arbeitssuche, Gesundheit, Medien, Freizeit und Weiterbildung unterrichtet. «Der Unterricht orientiert sich dabei am fide-System», präzisiert Karl Oss. «fide», das Rahmenkonzept des Staatssekretariats für Migration für die sprachliche Integration der Migrationsbevölkerung, formuliert Empfehlungen, um die Sprachlernangebote zu verbessern. «Wir arbeiten sehr schülerzentriert, klären ab, was die Jugendlichen brauchen, um einen Ausbildungsplatz zu finden, und setzen gezielt dort an. Wir greifen Alltagsthemen auf, anhand derer die deutsche Sprache gelernt wird», führt Oss weiter aus. Dadurch finde eine grosse Differenzierung statt, die den sehr unterschiedlichen Voraussetzungen der Schülerinnen und Schüler gerecht werde. Nach Abschluss des IK ist der Eintritt in eine Vorlehre oder in Ausnahmefällen in ein Berufsvorbereitungsjahr, nach Abschluss des IFK zusätzlich in den IK, möglich. «Sowohl im



Namenskarten – vielfältig wie die Klasse selbst.



Klassenlehrerin Rosa Oss (r.) begleitet und gibt Ratschläge.

Integrationskurs als auch im Integrationsförderkurs bleiben die Jugendlichen ein Jahr. Die Stabilität in der Gruppe ist besonders im IFK sehr wichtig. Jeder Wechsel ist ein extremer Neuanfang», warnt der Lehrgangsleiter.

Ausserschulisches Lernen hat hohen Stellenwert

Das Lernen der Sprache erfolgt in den Integrationskursen auch über gemeinsame Aktivitäten wie Ausflüge, Führungen und Kochen – so auch an diesem Unterrichtsnachmittag kurz vor den Sommerferien. Klassenlehrerin Rosa Oss blickt auf den Besuch der St. Galler Stiftsbibliothek zurück, den sie ein paar Tage zuvor mit ihrer IFK-Klasse unternommen hat. Mit den Schülerinnen und Schülern, wozu auch Ali, Nazir und Mohammed zählen, repetiert sie die Programmpunkte des Ausflugs und ein paar geschichtliche und architektonische Merkmale. Diese stellt sie den Jugendlichen anschliessend in Textbausteinen an der Tafel zur Verfügung. Nun kann es losgehen: Die Schülerinnen und Schüler verfassen einen Erfahrungsbericht. Konzentriert und motiviert machen sie sich an ihre Arbeit. Manche sind schnell und haben innert Kürze einen kleinen Abschnitt geschrieben, andere brauchen mehr Zeit, stehen an, suchen bei der Lehrerin Hilfe oder tauschen sich mit ihren Kameradinnen und Kameraden aus. In den IFK und IK sollen die Jugendlichen zusätzlich zum Spracherwerb zur Selbständigkeit erzogen werden und Lust am Lernen entwickeln. In Rosa Oss' Klasse scheint dies zu funktionieren. Auch Karl Oss bestätigt: «Die Atmosphäre in den Integrationskursen ist in der Regel sehr gut.» Die Schülerinnen und Schüler hätten eine grosse Lernbereitschaft und seien interessiert. «Alle möchten Deutsch lernen. Auf dieser gleichen Motivation kann man aufbauen.»

Jugendliche können aber nur dann Fortschritte machen, wenn sie das Geschehene verarbeitet haben. «Die Vergangenheitsbewältigung ist daher ein wichtiger und zentraler Teil der Integrationskurse», erklärt Rosa Oss. Diese finde unter anderem im Rahmen des Themas «Mein Weg» statt, worin die Jugendlichen sich gestalterisch mit ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft befassen können. Für die fachmännische Betreuung traumatisierter geflüchteter Jugendlicher sei demgegenüber Gravita zuständig, das Zentrum für Psychotraumatologie in St. Gallen.

95 Prozent finden eine Anschlusslösung

Ohne hiesigen Schulabschluss im Berufsleben Fuss zu fassen, ist ein schwieriges und kompliziertes Unterfangen. Die IFK und IK stellen für Jugendliche und junge Erwachsene deshalb ein wichtiges Sprungbrett dar, das sie unbedingt nutzen wollen. Zu Recht: Die Brückenangebote können viele «Gestrandete» auffangen, fördern und begleiten. Mehr noch:

«Nach erfolgreich abgeschlossenem Intensivkurs haben rund 95 Prozent der Jugendlichen eine sinnvolle Anschlusslösung»,

«Es geht nicht nur darum, die Sprache im Sprachbad zu lernen. Der Spracherwerb muss auch über den Intellekt erfolgen.»

so das Fazit von Karl Oss. Eine solche Anschlusslösung ist in den meisten Fällen eine Vorlehre oder ein Berufsvorbereitungsjahr. Nur ganz wenige hätten gar nichts, so Oss. Aufgrund dieses Erfolgs ist die Nachfrage entsprechend hoch. «Das Interesse an den IK und IFK ist immens. Noch viele Jugendliche mehr möchten von diesen Angeboten profitieren, was verständlich ist. Ich beobachte aber auch, dass man den Jugendlichen vielerorts schnellstmöglich einen Praktikumsplatz vermitteln will, ohne dafür zu sorgen, dass die Kompetenzen vorhanden sind», kritisiert er. Das sei ein Fehlgedanke. Zu glauben, dass man im Praktikum automatisch auch Deutsch lerne, funktioniere nicht. «Es geht nicht nur darum, die Sprache im Sprachbad zu lernen. Der Spracherwerb muss auch über den Intellekt erfolgen», betont er.

Engere Verknüpfung von Wirtschaft und IK

Weitere Unterstützung, die zur Verbesserung der Integration von geflüchteten Jugendlichen und jungen Erwachsenen beitragen könnte, sieht Rosa Oss zum einen in einer erhöhten Lektionenzahl. Zum anderen sollten ihrer Ansicht nach Wirtschaft und Integrationskurs enger verknüpft und im besten Fall mit der Vorlehre koordiniert werden. «Für den Eintritt in die Arbeitswelt müssten Stellen geschaffen werden, deren Qualifikationsprofil an die Situation von Flüchtlingen und Migrantinnen angepasst wird.»

Brückenangebote wie jene am Gewerblichen Berufs- und Weiterbildungszentrum in St. Gallen sind für die Integration von geflüchteten Jugendlichen und jungen Erwachsenen von zentraler Bedeutung. Ohne sie ist ein Start ins Berufsleben und damit auch die finanzielle Sicherung der eigenen Existenz auf lange Sicht kaum möglich. Dass sie national ausgebaut und weitere Integrations- und Schulungsmassnahmen geschaffen werden müssen, ist offenkundig. Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren EDK hat im vergangenen Sommer deshalb Verhandlungen mit dem Bund aufgenommen. Ziel dabei ist es, dass der Bund künftig zusätzliche finanzielle Unterstützung zur Verfügung stellt. Die Ergebnisse dieser Verhandlungen werden demnächst erwartet. ■

Belinda Meier

Wie Integration gelingen kann

Seit zehn Jahren werden im solothurnischen Luterbach zwei Kinder mit Sonderschulstatus integrativ geschult. BILDUNG SCHWEIZ beleuchtet beim Unterrichtsbesuch einer 5./6. Klasse dieses besonders glückliche Beispiel schulischer Integration.

«Ich durfte etwas sehr Schönes erleben», äussert sich die Schulische Heilpädagogin Eliane Koeniger zur seit zehn Jahre bestehenden Integration. «Von den Kindern her gehören Joshua und Hannes selbstverständlich zur Klasse.» Seit dem Kindergarten verbringt ein Teil der Klasse den Schulalltag gemeinsam. Ein Kind so lange begleitet zu haben, ist für Eliane Koeniger sehr speziell. Denn es könnten dabei blinde Flecken und einseitige Sichtweisen entstehen.

Integration ab der Spielgruppe

Als Joshua und ein weiteres Kind mit Downsyndrom in den Kindergarten eintraten, hatte Eliane Koeniger soeben die Hochschule für Heilpädagogik absolviert. Dabei lernte sie verschiedene Konzepte und die Chancen des integrativen Unterrichts kennen. Entsprechend war sie bestens gerüstet, um die beiden Knaben integrativ zu begleiten. Hannes' Integration begann mit dem Eintritt in die Spielgruppe. Wegen seiner Lernbeeinträchtigung erhielt er sieben Lektionen heilpädagogische Förderung. Joshua wurde anfangs während acht Lektionen heilpädagogisch gefördert. Später wurde aus Spargründen Logopädie aus dem Pool der Heilpädagogik installiert. Dadurch, dass die zwei

Sonderschüler dieselbe Klasse besuchen, war die Ressource von total 14 Lektionen möglich. Vorher standen nur maximal acht Lektionen zur Verfügung. Weil der Bedarf an Unterstützung erhöht war, leistete die Schulische Heilpädagogin während Projektwochen und Lagern Mehreinsatz.

Abbaumassnahmen betreffen Integration massiv

Die geräumige Schulanlage mit den transparenten Schulzimmertüren ist auf die Bedürfnisse der Kinder ausgerichtet. Infrastruktur und pädagogische Haltung gehen hier Hand in Hand. Marion Heidelberger, Präsidentin der Sonderpädagogischen Kommission LCH, verdeutlicht: «Alle Beteiligten tragen zum Gelingen bei. Integration ist mehrschichtig, auf sechs Ebenen müssen viele verschiedene Dinge funktionieren.» Heidelberger bezieht sich auf die Ebenen Aus- und Weiterbildungsinstitutionen, Bund/EDK, Kanton, Schulgemeinde, Schuleinheit und Unterricht (vgl. Kriterien LCH zur Standortbestimmung für die Schulische Integration). Von zentraler Bedeutung seien auch Kontinuität bei den Betreuungspersonen und zeitliche Ressourcen bei der institutionalisierten Zusammenarbeit. «Nicht im Sinne des LCH sind die Abbaumassnahmen, die aktuell überall

eingeleitet werden», bemerkt Marion Heidelberger. Dies betreffe die Integration massiv. Eine zentrale Bedeutung misst der LCH der Ebene Unterricht bei.

Differenzieren und gemeinsames Gestalten

Sich in den Kreis einfügen und ein Teil des Ganzen sein vermittelt die Aufgabe, gekerbte Holzklötze aufeinanderzutürmen. Die Klasse spannt strahlenförmig an einer Scheibe befestigte Seile. Mit der Halterung unter der Scheibe hebt sie einen Klotz sachte an seinen Platz. Jemand weist Joshua mit einer Geste darauf hin, das Seil zu spannen. Eine der Halbklassen erfüllt die Aufgabe schneller. Danach unterstützt sie die anderen Kinder beim Turmbau. Unterschiedliche schulische Voraussetzungen überbrückt Eliane Koeniger unter

«Alle Beteiligten tragen zum Gelingen bei. Integration ist mehrschichtig, auf sechs Ebenen müssen viele verschiedene Dinge funktionieren.»

anderem durch Arbeit im Schulgarten. Dabei kann sie beobachten, wie alle Kinder von projektartigen Aktivitäten profitieren. Mit den integriert geschulten Kindern unterhält sie wöchentlich einen Pausenkiosk. Ihre Backwaren verkaufen sie in der Eingangshalle. Im Wechsel nehmen zwei weitere Kinder der Klasse daran teil.

«Üblicherweise fördert die Schulische Heilpädagogin in den Fächern Mathematik und Deutsch, jedoch leider nicht im Textilen Gestalten», stellt Marion Heidelberger fest. Doch Eliane Koeniger ist auch im Textilen Gestalten mitverantwortlich für die Förderung überfachlicher Kompetenzen. Sie behält die Interaktion im Auge, ist für alle da, auch für Kinder ohne Beeinträchtigung. Eine Schülergruppe nach der anderen stellt eine zuvor erprobte Webtechnik vor. Wo nötig, ergänzt die Lehrerin, lässt auf Eigenschaften des Materials hinweisen. Daraufhin setzen alle das Gelernte um: Hannes flicht gleich zwei Krawatten. Ein Mitschüler unterstützt Joshua beim Flechten. Er beschreibt ihm, was er zu



Nur wenn alle zusammenarbeiten, funktioniert der Turmbau – und Integration. Foto: Marianne Wydler

tun hat, lässt ihn die Arbeit jedoch selber ausführen. Mit einem Freudentanz feiert Joshua sein Werk. Danach befestigt er die Krawatte an seinem T-Shirt.

Anschliessend wechselt Joshua zu Einzelunterricht. Zuerst löst er Malrechnun-

«Üblicherweise fördert die Schulische Heilpädagogin in den Fächern Mathematik und Deutsch, jedoch leider nicht im Textilen Gestalten.»

gen, dann folgt ein Spiel. Über die erreichte Punktzahl führt er Protokoll. Vor Schluss

der Lektion sagt ihm die Heilpädagogin, wo er am folgenden Tag in der Klasse weiterrechnen wird. Soeben bringen zwei Schülerinnen ihre aus Papierrollen konstruierte Brücke in den Raum. Joshua betrachtet ihr Werk und freut sich darüber. Die Pause verbringt er auf der Schaukel. In der Freizeit verabreden sich ab und zu zwei Mädchen mit ihm. Nach der Pause sammelt Eliane Koeninger die Klasse. Sie weist die Mädchen und die Knaben an, je einen Kreis zu bilden, sich an den Schultern zu fassen und diese zu massieren. Allmählich sind sie bereit fürs Musizieren. Die Klasse übt fürs Abschlussfest den Song «Low on Air». Hannes spielt Trommel. Singend, Gitarre spielend oder mit dem rhythmischen Schlagen von Rohren übernehmen

wiederum alle ihren Part. Klassenlehrer und Heilpädagogin ergänzen sich beim Einstudieren des Liedes. «Die innere Haltung ist der wichtigste Punkt», so Marion Heidelberger, «dadurch wird Integration erst möglich und selbstverständlich.» ■

Marianne Wydler

Weiter im Netz

«Kriterien zur Standortbestimmung für die Schulische Integration von Kindern und Jugendlichen mit besonderem Bildungsbedarf»: Instrumentarium zuhanden der Mitgliedsorganisationen LCH, Download unter www.LCH.ch >Publikationen >Downloads

«Anfangs brauchte es viel Aufklärungsarbeit»

Im Kanton Solothurn werden aktuell 23,5 Prozent der Sonderschulkinder integriert geschult. Eliane Koeninger, Schulische Heilpädagogin im solothurnischen Luterbach, zeigt im Interview mit BILDUNG SCHWEIZ auf, was bei Hannes und Joshua zum langjährigen Gelingen der Integration beigetragen hat.

BILDUNG SCHWEIZ: Wodurch wurde die langjährige Integration ermöglicht?

ELIANE KOENINGER: Dies ist geglückt durchs Kooperieren aller Beteiligten: der Eltern, der Lehrpersonen und der Schulleitung. Sie alle zeigten eine offene Haltung. Joshuas Eltern achteten bei der Erziehung auf Selbstständigkeit, so legte er beispielsweise den Schulweg schon sehr bald selber zurück.

Welche Faktoren haben wesentlich zum Gelingen der Integration beigetragen?

Entscheidend sind die Haltung der Lehrperson und der Schulleitung, die Flexibilität und Offenheit des ganzen Kollegiums, sich auf Neues einzulassen, ebenso die koopera-

tiven Eltern sowie die Räumlichkeiten. Besonders wichtig ist dabei, dass genügend Ressourcen gesprochen werden.

Wie hat sich im Lauf der Jahre die interdisziplinäre Kooperation verändert?

Am Elternabend zu Beginn des Schuljahres wies ich auf die offene Tür hin. Anfangs brauchte es viel Aufklärungsarbeit zum Thema Menschen mit Behinderung. Mit der Zeit war weniger nötig. Innerhalb des Teams gab es einzelne kritische Stimmen, heute ist dies selbstverständlich.

Wo bedarf es einer speziellen Aufmerksamkeit?

Wenn die Schulische Heilpädagogin nicht anwesend ist,

dann ist die Lehrperson stärker gefordert. Bei einer neuen Lehrperson ist es zu Beginn schwieriger, die Kinder loten Grenzen aus. Begleitung in Form von Gesprächen half weiter. Heikle Pausensituationen haben die Kinder jeweils sehr schnell mitgeteilt. So zeigte sich, wo es Regeln brauchte. Hannes' Behinderung ist nicht sichtbar – für die Kinder ist sein Anderssein deshalb schwieriger einzuordnen.

Wie sehen die beiden Jungen dem bevorstehenden Eintritt in die Sonderschule entgegen?

Ende Mai besuchte Joshua seine zukünftige Schule. Bereits nach drei Minuten zeigte er, dass er sich dort wohlfühlt und sich darauf freut. Hannes hingegen tut

sich damit etwas schwer. Er überlegt sich, was der Wechsel für ihn wohl heisst. Er möchte weiterhin im Dorf zur Schule gehen.

Was hat Sie bei dieser langjährigen Integration besonders beeindruckt?

Auch neu eingetretene Kinder fanden jeweils schnell einen natürlichen Umgang. Die Eltern konnten erleben, wie die Sozialkompetenz ihrer Kinder gewachsen ist. Die Kinder wurden dadurch bestimmt geprägt. Meiner Meinung nach kann die Integration von Kindern mit besonderen Bedürfnissen die Gesellschaft verändern! ■

Interview: Marianne Wydler

«Jedes geflüchtete Kind ist ein Einzelfall»

Text und Fotos:
Christian Urech

Die Gemeinde Oensingen hat Erfahrung mit Betreuung und schulischer Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen. Der Anstieg geflüchteter Menschen in der Schweiz ab 2014 stellte den Schulbetrieb allerdings vor grosse Herausforderungen. Zwei Schulleiterinnen berichten über Schwierigkeiten und Möglichkeiten.



Oensingen gehört zur solothurnischen Sozialregion Thal-Gäu. Die Volksschule hat auch in dieser Region seit langer Zeit Erfahrungen mit geflüchteten Kindern. Viele wurden während des Kriegs in Bosnien 1993 und der Wirren im Kosovo 1999 aufgenommen. In der Volksschule gibt es mit dem Fach Deutsch als Zweitsprache (DaZ) gezielte Unterstützung. Die Sekundarstufe II kennt die Angebote «Integrationsjahr» sowie die Regelstrukturen der Berufsbildung und der Mittelschulen.

Geflüchtete Menschen in der «Villa»

Die Primarschule Oensingen umfasst auf Kindergartenstufe rund 120 Kinder. 480 Kinder in der Primarschule verteilen sich auf 19 Klassen, die von etwa 60 Lehrpersonen betreut werden. In der Kreisschule Bechburg Oensingen/Kestenholz (Sekundarstufe I) werden in zehn Klassen 161 Kinder von 22 Lehrpersonen betreut. Maja Wyss ist Co-Schulleiterin der Primarstufe, Rita Haefeli leitet die Sekundarstufe I. Die beiden Pädagoginnen haben langjährige Erfahrung in der Betreuung und schulischen Integration von geflüchteten Kindern. Während es schon vorher vereinzelt Kinder mit Fluchterfahrung an der Schule gab, waren es mit der Flüchtlingswelle über die Balkanroute plötzlich mehrere aufs Mal. Während die Gemeinde Oensingen zuvor vor allem einzelne geflüchtete Menschen betreut hatte, beschloss sie, jetzt Familien mit Kindern aufzunehmen. Untergebracht wurden die syrischen Flüchtlinge in der «Villa Marti», was damals im Sommerloch 2014 – ausgelöst durch einen Artikel im «Blick» – einen kleinen Sturm im Wasserglas und manchen giftigen Facebook-Kommentar auslöste. Dabei sei die «Villa» alles andere als eine luxuriöse Unterkunft, sagt Maja Wyss. «Ich habe das Anwesen selbst besucht. Die Familien haben zu sechst in einem Raum gelebt, das Haus ist alt und unrenoviert – ich möchte die Schweizer Familien sehen, die in einer solchen Unterkunft leben wollten.» Der Besuch habe sie sehr bewegt, weil die Kinder geradezu nach Bildung gehungert hätten. Momentan nimmt die Gemeinde Oensingen übrigens keine Familien mehr auf, sondern wieder Einzelpersonen, die schon etwas älter sind. Dies aus der Überlegung heraus, das System der Volksschule nicht überzustrapazieren.

Im Sommer 2014 sahen sich die beiden Schulleiterinnen allerdings vor eine grosse Herausforderung gestellt. Plötzlich hatten sie – zusätzlich zum normalen Schulbetrieb – sieben Kinder zu betreuen, die kaum Deutsch sprachen und mit der hiesigen Kultur völlig unvertraut waren. Die beiden Pädagoginnen schlugen der Gemeinde vor, die geflüchteten Kinder in einer separaten, ad hoc gebildeten Klasse einen

Monat lang intensiv in Deutsch zu unterrichten, was die Gemeinde billigte und auch finanzierte. Danach wurden die Kinder in die Regelklassen integriert. Die beiden älteren Mädchen, erinnert sich Rita Haefeli, «waren extrem viv, sie sind richtig aufgeblüht», während ihre jüngeren Brüder eher scheu waren und selten lachten. Natürlich seien auch die Mädchen am Anfang verunsichert gewesen und hätten nur schweren Herzens auf das Tragen des Kopftuchs verzichtet – was ihnen Rita Haefeli angeraten hatte, um ihnen die Integration zu erleichtern. «Es war schön zu sehen, dass man auf dem Pausenplatz bald nicht mehr unterscheiden konnte, welche Mädchen zu den «Geflüchteten» gehörten.» Die Syrer in der «Villa» hatten anfangs den Status «vorläufig aufgenommen», wurden aber nach etwa einem halben Jahr definitiv als Flüchtlinge anerkannt. Ab diesem Zeitpunkt mussten sie die Villa verlassen und sich eine eigene Wohnung suchen. In Oensingen wollte ihnen allerdings niemand ein Obdach geben, weshalb die eine Familie gezwungen war, nach Gerlafingen, die andere nach Balsthal zu zügeln. «Da mussten sie natürlich auch die Schule wieder wechseln», sagt Wyss. «Das kam für die Kinder einer erneuten Entwurzelung gleich.»

Eine fast übermenschliche Leistung

Am leichtesten lief die Integration bei den Kindergartenkindern ab, weil sie automatisch in die deutsche Sprache hineinwachsen, wie Maja Wyss erklärt. «Sie lernen durch Beobachten und Nachmachen.» Im Kindergarten wirke auch noch der «Jöo-Effekt», und ein Leistungsdruck sei ebenfalls



Schülerinnen und Schüler der Kreisschule Bechburg: Auch auf dem «Land» zeigt sich an Schulen ein bunter Mix aus Kulturen und Religionen.

noch nicht vorhanden. «Wenn die Kinder hingegen älter sind, haben sie auf so vielen Gebieten einen Nachholbedarf, dass es einer fast übermenschlichen Leistung bedarf, diese Defizite auszugleichen.» Natürlich sei das bei jedem Kind anders, schliesslich bringe jedes seine eigenen Begabungen mit, «und wie bei allen anderen gibt es auch unter ihnen bessere und schlechtere Schülerinnen und Schüler. Jedes Kind ist eben ein Einzelfall.» Rita Haefeli erwähnt den Fall eines Mädchens, das aus dem Tibet geflüchtet war und es in kürzester Zeit schaffte, die Berufsmatura zu absolvieren. Neben der Begabung spielten natürlich auch der Grad der Sozialisierung und der Traumatisierung eine Rolle, weiss Haefeli. Ein solche Traumatisierung kann sich in zahlreichen Symptomen wie Verschlussheit, auffälligem Verhalten und Leistungsverweigerung äussern. Lehrpersonen sind keine Therapeuten und daher in diesen Fällen auf die Hilfe von Fachpersonen angewiesen. Natürlich stehen diesen Kindern auch der schulpsychologische oder der kinder- und jugendpsychiatrische Dienst zur Verfügung, aber da fehlt dann in vielen Fällen wieder die sprachliche Verständigungsmöglichkeit. Wenn das therapeutische Gespräch immer über einen Dolmetscher laufen muss, schränkt das die therapeutischen Möglichkeiten ein. Der Heilungsprozess dauert oft lange und ist abhängig davon, dass ein Vertrauensverhältnis mit dem Kind aufgebaut werden kann. Wenn ein Kind einer ihm fremden Person zugewiesen wird, die es vielleicht einmal in der Woche sieht, ist dies nur schwer zu leisten.

Das Menschenmögliche tun

Momentan befinden sich noch drei geflüchtete Kinder in der Sekundarstufe I. Sie stammen aus Eritrea, Afghanistan und dem Tibet und erhalten drei Lektionen pro Woche zusätzlich DaZ. Auf der Primarstufe waren es noch fünf Lektionen. Die DaZ-Lehrerin ist eine wichtige Bezugsperson für die geflüchteten Kinder. Sie kennt sie oft besser als die Klassenlehrperson, die sich um viele Kinder kümmern muss. Daher dient sie auch als schulische Integrationshelferin, indem sie feinfühlig auf die Kinder eingeht und ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten kennt und fördern kann. Für Maja Wyss ist es wichtig zu betonen, dass die Hauptarbeit der Integration die einzelnen Lehrpersonen leisten. Für diese ist die Herausforderung, geflüchtete Kinder in ihrer Klasse zu haben, vor allem deshalb belastend, weil sie der Situation optimal gerecht werden möchten. Gleichzeitig müssen sie sich oft eingestehen, dem geflüchteten Kind mit seinen Sonderbedürfnissen nicht alles geben zu können, was es eigentlich braucht. Schliesslich müsse die Lehrperson den Bedürfnissen der ganzen Klasse gerecht werden, sagt Haefeli. «Ich denke aber trotzdem, dass es das Beste für

einen Jugendlichen mit Fluchterfahrung ist, in der Gruppe des Klassenverbands aufgenommen zu werden.» Hilfreich für die Integration seien auch ausserschulische Aktivitäten wie der Sport.

Prinzipiell gilt: Je jünger die Kinder sind, desto leichter lassen sie sich integrieren. Am schwierigsten ist die Integration bei Pubertierenden, die erhebliche Leistungsdefizite aufweisen und deshalb in der Regelstufe auf einem tieferen Niveau als die gleichaltrigen einheimischen Kinder eingestuft werden müssen. Sie sind dann erheblich älter als ihre Mitschüler und haben mit ihnen deshalb oft keine gemeinsamen Themen und Interessen. Ob die Integration gelingt, hängt auch von der Anzahl der geflüchteten Kinder ab. Ein einzelnes Kind könne eine Klasse relativ problemlos verkraften, sagt Haefeli. Wenn aber plötzlich mehrere Kinder in eine Regelklasse integriert werden müssen, komme es sehr schnell zu Überforderungssituationen. Dann sei es unumgänglich, dass die Schulen Integrationsklassen einrichten – eventuell im Verbund mit Nachbargemeinden –, um den Kindern zunächst ein sprachliches Fundament zu geben, bevor sie in die Regelklassen integriert werden, ergänzt Maja Wyss. ■

Christian Urech



Rita Haefeli (links) und Maja Wyss sind Schulleiterinnen im solothurnischen Oensingen.

Aus Erfahrungen für später lernen

Welche Aufgaben leisten die Pädagogischen Hochschulen bei der schulischen Integration geflüchteter Kinder und Jugendlicher? Die Arbeitsgruppe Interkulturelle Pädagogik der Kammer PH der Hochschulrektorenkonferenz ist dieser Frage nachgegangen.

Die Arbeitsgruppe Interkulturelle Pädagogik (IKP) der Kammer PH der Hochschulrektorenkonferenz «swissuniversities» hat in einem öffentlich zugänglichen Bericht Best-Practice-Beispiele zur schulischen Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen aufgelistet. Sie umfassen die vier Bereiche Ausbildung, Weiterbildung, Forschung und Entwicklung sowie Zusammenarbeit zwischen PH und kantonalen/kommunalen Strukturen rund um Flucht und Asyl. Elke-Nicole Kappus arbeitet unter anderem als Projektleiterin Forschung und Entwicklung am Institut für Schule und Heterogenität der Pädagogischen Hochschule Luzern und wirkt als Co-Präsidentin der Arbeitsgruppe. Sie fasst im Interview die wichtigsten Erkenntnisse zusammen.

BILDUNG SCHWEIZ: Frau Kappus, auf über zehn Seiten hat die Arbeitsgruppe IKP Anstrengungen und Projekte der Pädagogischen Hochschulen im Bereich Flucht und Schule/Bildung dokumentiert. Was ist der aktuelle Stand?

ELKE-NICOLE KAPPUS: Es läuft sehr viel an den Pädagogischen Hochschulen. Unser Dokument bildet den Stand der Dinge vom Februar 2017 ab – ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Vieles von dem, was wir aufgelistet haben, läuft weiter und ich denke, dass darüber hinaus Neues entwickelt wurde. Was fehlt, ist eine richtige Systematisierung.

Was genau meinen Sie mit der richtigen Systematisierung?

Die Zusammenstellung zeigt, dass die Pädagogischen Hochschulen die Entwicklungen rund um Schule und Flucht sehr rasch aufgegriffen haben – und dass es ein grosses Interesse und Engagement von Lehrpersonen und Schulen gibt. Es wurde viel entwickelt, teils ad hoc, wie Weiterbildungen, Leitfäden, Unterrichtsmaterialien. Was es jetzt braucht, ist ein systematischer Überblick darüber, was in den Schulen passiert ist. Die Idee des Berichts war es, eine erste Übersicht zu schaffen. Jetzt sollte es weitergehen: Wo sind Lücken? Wo muss man Themen vertiefen? Aber auch: Wie lässt sich das, was jetzt erarbeitet wurde, für die Zukunft nutzen? Das wäre jetzt ein nächster Schritt.

In Ihrem Bericht steht, dass die jetzige Situation nicht nur eine Ausnahme-situation, sondern auch ein Test der bestehenden Strukturen an den Schulen sei. Wie gut bestehen Ihrer Meinung nach die Schulen generell diesen Test?

Das können nur die Schulen selbst beantworten oder auch die betroffenen Kinder und Jugendlichen. Was wir damit meinen: Schule und Flucht, das ist nichts Neues. Es begleitet die Schulen seit sehr langem und ist etwas, das sich in den grösseren Kontext von Schule und Migration einfügt. Flucht ist einfach eine spezifische Form von Migration. Die ersten Empfehlungen der EDK dazu stammen von 1972, damals nicht unter dem Schlagwort Flucht, sondern als Empfehlung zur Schulung von Gastarbeiterkindern, später sprach man von fremdsprachigen Kindern und so weiter. Die Empfehlungen gab es in regelmässigen Abständen bis 1991. Themen wie die Zusammenarbeit mit den Eltern, der Bezug zur Erstsprache, die Zusammenarbeit mit Lehrpersonen für heimatliche Sprache und Kultur HSK und die Sprachförderung sind schon sehr früh gesetzt worden. Inzwischen hat sich die Schweiz verändert, ebenso ihre Migrationspolitik

und der Integrationsauftrag der Schulen. Auch die Konzepte der Interkulturellen Pädagogik haben sich verändert – aber die Empfehlungen sind noch immer aktuell. Man müsste sie allenfalls ergänzen und das Vokabular anpassen. Vor diesem Hintergrund ist es ein Test: Was von diesen Empfehlungen ist umgesetzt? Worauf konnte und kann man zurückgreifen, um die geflüchteten Kinder in die Schulen zu integrieren?

Ein Bereich betrifft die Beschäftigung mit Flucht und Migration in der Ausbildung von angehenden Lehrpersonen. Wie werden diese derzeit konkret auf Schülerinnen und Schüler mit Fluchterfahrung vorbereitet?

Alle Pädagogischen Hochschulen müssen als Teil des Anerkennungsreglements über Angebote der IKP verfügen. Der Umfang ist aber nicht vorgegeben. Welche Angebote das sind, unterscheidet sich von Hochschule zu Hochschule. An manchen wird Migration im Kontext von Mehrsprachigkeit behandelt, an anderen im Kontext von Heterogenität – neben Gender, Behinderung etc. Wieder andere behandeln die Thematik im Zusammenhang mit



Elke-Nicole Kappus, Co-Präsidentin Arbeitsgruppe Interkulturelle Pädagogik. Foto: Deborah Conversano

Mobilität, also im Rahmen von Austauschprojekten. Je nachdem ist es leichter oder schwerer, das Thema Flucht dann auch aufzugreifen. Wie dieses in den Fachdidaktiken behandelt wird, hängt – soweit ich das einschätzen kann – von den Dozierenden ab. Es wäre aber wichtig zu klären, was alle Lehrpersonen wissen und können müssen, um Lernende mit Migrationshintergrund oder Fluchterfahrung chancengerecht beschulen zu können – egal, wo sie

«Schule und Flucht, das ist nichts Neues. Es begleitet die Schulen seit sehr langem und ist etwas, das sich in den grösseren Kontext von Schule und Migration einfügt.»

studieren. Fast alle Hochschulen haben zudem Mentoringprojekte entwickelt, die sich aus unserer Sicht sehr bewährt haben.

Könnten Sie ein paar Beispiele solcher Mentoringprojekte nennen?

Es sind Projekte, bei denen Studierende Kinder der Primarschule oder auch Jugendliche der Sekundarschulen begleiten. Manche konzentrieren sich eher auf die schulische Unterstützung, andere eher auf den Freizeitbereich und auf das spielerische, auch soziale Lernen. Die Studierenden erfahren dabei hautnah, mit welchen Herausforderungen die Lernenden und ihre Familien konfrontiert sind. Und es gibt ihnen die Möglichkeit zu sehen, was für unglaubliche Ressourcen bisweilen bei diesen Personen sind.

Was konkret ziehen die Studierenden für ihre spätere Berufstätigkeit aus dem Engagement in den Mentoringprojekten?

Das gilt wahrscheinlich für Projekte im Bereich Flucht wie für alle anderen: Man gewinnt einen differenzierten Blick auf die Zielgruppe und eben auch einen differenzierteren Blick als über die Medien. Die Studierenden können sich selbst ein Bild von den Herausforderungen des Ankommens und des Neubeginns in der Migration machen. Und wenn die Studierenden sich

austauschen und auch die Erfahrungen der anderen hören, merken sie, dass es – so banal es klingt – so viele unterschiedliche Lebensgeschichten, Motivationen, Inspirationen wie Menschen gibt. In der Debatte merkt man, dass zuerst die Flucht im Zentrum steht und dass ganz viel anderes wegfällt, was zu einem defizitorientierten Blick verführt. Dabei wäre es ganz wichtig, die Ressourcen der Menschen zu sehen, wie unterschiedlich sie sind und sich nicht nur auf Flucht und Trauma zu konzentrieren. Es gibt ganz viele Formen von traumatischen Erlebnissen, die sind nicht nur an Flucht gebunden. Zudem hat nicht jedes geflüchtete Kind posttraumatische Belastungsstörungen. Die Beziehungen, die in Mentoringprojekten aufgebaut werden, öffnen den Blick auf die Menschen. Und das hilft für die spätere Berufstätigkeit.

Meldungen über die steigende Anzahl geflüchteter Kinder und Jugendlicher liessen den Ruf nach Unterstützung laut werden. Viele Lehrpersonen richteten diesen vor allem an die Arbeitgeber. Welche Unterstützung können und sollten Ihrer Meinung nach die Pädagogischen Hochschulen bieten?

Die Pädagogischen Hochschulen haben die Aufgabe, die Qualifikation von Lehrpersonen sicherzustellen und die Professionsentwicklung zu begleiten. In Hinblick auf Migration und Flucht gilt es dabei auch zu definieren, was alle Menschen über diese Thematik wissen sollen, was Allgemeinwissen werden soll und entsprechend bereits in den Schulen vermittelt werden muss. Weiter: Welche Kompetenzen müssen alle Lehrpersonen haben, um dieses Wissen vermitteln und Lernende unterschiedlicher Herkunft und Hintergründe chancengerecht unterrichten zu können? Und: Welche besonderen Kompetenzen sollten manche Lehrpersonen haben? In welchen spezifischen Aus- und Weiterbildungsgängen werden diese vermittelt?

Da gehört für Sie also auch die Weiterbildung amtierender Lehrpersonen dazu?

Ja, ganz klar – auch im Bereich Migration und Flucht gibt es immer wieder Veränderungen. Da gilt es, Kompetenz und Wissen immer wieder zu aktualisieren und zu

ergänzen. Interessant sind dabei auch Entwicklungsprojekte, die man gemeinsam mit den Schulen – auch in Zusammenarbeit mit anderen Akteuren, den Kantonen etc. realisiert. Auch Begleitforschung könnte sehr interessant sein.

Gemäss Ihrem Bericht besteht grosser Nachholbedarf bei Forschungsprojekten. Welchen Mehrwert bringen diese?

Wissen und Systematisierung. Ich glaube, Forschung könnte einen distanzierteren, differenzierteren Blick sicherstellen: Was haben die Schulen gemacht? Wie werden die Kinder beschult? Welche Massnahmen haben funktioniert? Dieses Wissen könnte zurückfliessen in die Ausbildung von Lehrpersonen. Und wir müssten noch viel mehr darüber wissen, wie es den Kindern und Jugendlichen geht. Denn eigentlich geht es ja um sie und darum, dass sie einen chancengerechten Zugang zu Bildung haben und dass die Schweiz die Ressourcen nutzen kann, die diese Kinder und Jugendlichen mitbringen. Bisher kennen wir nur Bruchstücke: aus den Forschungsprojekten, die es bereits gibt, und aus den Abschlussarbeiten, die zum Thema geschrieben werden. Da zeigt sich, dass die soziale Integration der Kinder und Jugendlichen nicht einfach ist. Es scheint, dass Diskriminierung und auch Rassismus ein echtes Thema sind. Und dass auch Jugendliche, die gut qualifiziert sind, eher in eine Anlehre kommen als in die Bildungslaufbahn, zu der sie eigentlich fähig wären. Aber all dies sind Eindrücke, denen es nachzugehen gilt. ■

Interview: Deborah Conversano

Weiter im Text

Flucht und Schule/Bildung: Beiträge der Lehrerinnen- und Lehrerbildung zur Integration von Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung in die Schweizer Schulen, 2017. Download unter www.swissuniversities.ch >Publikationen >Dokumente und Berichte.

Eine Brücke in die Schweiz bauen

Text und Fotos:
Roger Wehrli

In Riehen bei Basel besuchen zurzeit rund 170 Jugendliche das Zentrum für Brückenangebote. Die Geflüchteten und Zugewanderten lernen hier insbesondere Deutsch und werden von fachkundigen Lehrpersonen an eine Berufsausbildung herangeführt.



Sayed Yousuf strahlt über das ganze Gesicht, als er die Gänge des Schulhauses Niederholz durchschreitet und alte Bekannte grüsst. Zwei Jahre lang ging er hier täglich ein und aus. Im «Zentrum für Brückenangebote» in Riehen BS lernte er intensiv Deutsch und noch vieles mehr, so dass er sich selbständig eine Praktikumsstelle suchen konnte. Darauf ist der 19-jährige Afghane mächtig stolz und fügt an, dass es ihn ganz schön viel Mut gekostet habe, im Pflegeheim anzurufen, wo er nun arbeitet. Gelohnt hat es sich jedenfalls, auch wenn Sayed Yousuf dort statt einer richtigen Lehre erst einmal eine einjährige Vorlehre absolvieren wird.

Alexander Fretz, der sich über den unerwarteten Besuch seines ehemaligen Schülers freut, nennt Sayed Yousuf ein positives Beispiel der Integration. Damit gehört der junge Afghane zu jenem Drittel, das nach dem zwei Jahre dauernden integrativen Angebot einen Ausbildungsplatz findet. Zumeist scheitert die Mehrheit an den fehlenden Sprachkenntnissen. Es gibt jedoch die Möglichkeit, an derselben Schule noch ein drittes Jahr anzuhängen. Sayed Yousuf ist da schon weiter; eben hat er sich an seiner ehemaligen Schule für die Sprachdiplomprüfung angemeldet. Er hat sich einiges vorgenommen für sein Leben in der Schweiz.

Die Sprache ist der Schlüssel

Ziel der «Brückenangebote» ist, möglichst allen Schülerinnen und Schülern eine Ausbildung zu ermöglichen. Für das Aufnahmeverfahren sind Jugendliche zwischen 16 und 20 Jahren zugelassen. Das Höchstalter wird aber ab kommandem Schuljahr auf 25 Jahre angehoben. Ein Aufnahmegespräch, zumeist in Gegenwart eines Dolmetschers, vermittelt einen ersten Eindruck und fördert auch den Bildungsstand der Jugendlichen zutage. Der muss nicht hoch sein; wer aber des Lesens und Schreibens unkundig ist, wird an einen Alphabetisierungskurs weitervermittelt. Um die neuen Schülerinnen und Schüler gemäss ihres jeweiligen Bildungsstandes in verschiedene Klassen einzuteilen, wird eine Standortbestimmung in Mathematik durchgeführt. Diese kommt gänzlich ohne Worte aus und gibt Auskunft darüber, wer wie lange zur Schule gegangen ist und auf welchem Niveau dort gelehrt wurde. Die Unterschiede seien beträchtlich, sagt Alexander Fretz. Er ist Mitglied der erweiterten Schulleitung, unterrichtet zwei Lektionen Informatik pro Woche und ist Ressortleiter des Integrationsangebots. Ihm ist es ganz wichtig, dass die Klassen gut durchmischt sind.

Die Jugendlichen, welche die zwei Jahre IBK (Integrations- und Berufswahlklasse) durchlaufen, sind keineswegs allesamt Geflüchtete. Dazu gesellen sich auch junge Frauen und Männer aus europäischen Ländern wie etwa Spanien,

Portugal, Italien und Serbien. Zumeist handelt es sich hierbei um den Familiennachzug. Das heisst, die Eltern oder ein Elternteil lebt und arbeitet schon länger in der Schweiz, holt aber seine Kinder erst viel später nach. Fretz versucht wenn immer möglich, diese beiden Gruppen jugendlicher Migranten in einer Klasse zu mischen. Dank den europäischen Zuwanderern gibt es in jeder Klasse auch einige Frauen, was einer gesunden Durchmischung weiter förderlich ist. Unter den jugendlichen Asylsuchenden sind sie eher die Ausnahme.

Lehrmaterial an die Gegebenheiten anpassen

Das integrative Angebot dauert zwei Jahre. Im ersten Jahr wird intensiv Deutsch gebüffelt; acht Stunden pro Woche, wobei in Halbklassen zu acht Jugendlichen unterrichtet wird. Auch Mathematik kommt nicht zu kurz. Weitere Fächer sind Sport, Werken, Gesellschaft und Recht. Alexander Fretz betont, dass es in all diesen Fächern immer auch darum geht, die deutsche Sprache zu vermitteln. Für die zuletzt genannten Fächer ist die Schule stets bemüht, das Lehrmaterial an die Gegebenheiten der jeweiligen Klassen anzupassen.

An dieser Schule hat man sich längst daran gewöhnt, flexibel zu sein und aus unvorhersehbaren Situationen das Beste zu machen. Das war im besonderen Masse 2015 der Fall, als der grosse Flüchtlingsstrom nach Westeuropa einsetzte. Innert kürzester Zeit musste die Schule statt der üblichen sieben bis neun Klassen deren 17 bilden und betreuen. Dazu gehören neben den schulischen Fächern auch Supportangebote wie der Psychologische Dienst, medizinische Betreuung und die Anwesenheit einer Trauma-Expertin. Viele jugendliche Geflüchtete haben auf ihrer langen und beschwerlichen Reise nach Europa Schlimmes erlebt und



Nikol arbeitet gerne mit den Händen, aber auch mit Menschen. Ihr Berufswunsch ist Physiotherapeutin.

Foto S. 31: Im Werkunterricht lernt man millimetergenaues Arbeiten.

Schreckliches mitangesehen. Auch haben die meisten die gesamte Familie in ihrer Heimat zurückgelassen, im Wissen, sie wahrscheinlich nie mehr wiederzusehen.

Talibs Odyssee

Talib war gerade einmal 15 Jahre alt, als er beschloss, sein abgeschiedenes Dorf im Norden Afghanistans mit dem Ziel Europa zu verlassen. Perspektiven sah er zu Hause keine, und als ältestes Kind der Familie fühlte er sich schon beinahe verpflichtet, etwas aus sich zu machen. So stahl er sich eines Tages davon, ohne die Eltern zuvor in seine Pläne eingeweiht zu haben. Ein Schlepper brachte ihn mit dem Auto an die scharf bewachte iranische Grenze, die nachts unter Lebensgefahr überquert wurde, erzählt Talib. «Wenn dich die iranischen Grenzwächter entdecken, erschliessen sie dich. Ich habe dort einige Tote herumliegen sehen.» Talibs Odyssee führte durch alle Länder der Balkanroute. Von kaum einem hatte er je zuvor gehört. Nur Deutschland, das Ziel seiner Reise, kannte man sogar in jenem abgelegenen afghanischen Bergdorf. Eineinhalb Monate später endete seine Reise, allerdings nicht in Deutschland, sondern in Basel, wo er in einem Asylwohnheim für Jugendliche untergekommen ist. Es dauerte sechs Monate, bis seine Eltern, die weder Telefon noch Internet haben, erfuhren, dass Talib noch am Leben ist und wo er sich aufhält. Talib ist in der Zwischenzeit im Besitz des Ausweises F, das heisst, er ist vorläufig aufgenommen.

Andere junge Geflüchtete stecken mitten im Asylverfahren. Die Ungewissheit, ob sie nun bleiben können oder ausgewiesen werden, macht den meisten schwer zu schaffen. Bei einem negativen Entscheid dürfen die Jugendlichen den Schulunterricht nur bis zum vorgegebenen Ausreisedatum besuchen. Das kommt immer wieder vor und ist auch für die

Lehrpersonen schwer zu ertragen. Der mittlerweile 17-jährige Talib geht sein neues Leben mit enthusiastischer Entschlossenheit an. Seine Deutschkenntnisse sind beachtlich, obwohl sein Lieblingsfach Mathematik ist. Sein Traumberuf ist Automechaniker. Jedoch weiss Talib, dass er dazu wahrscheinlich einen Umweg gehen muss. Deshalb hat er auch schon drei Schnupperlehren gemacht: als Bäcker, Schreiner und Reifenpraktiker. Als Nächstes wird er aber tatsächlich in eine Autogarage schnuppern gehen.

Nikols grosser Plan

Das zweite Jahr im Rahmen der «Brückenangebote» dient der Berufswahlvorbereitung. Das heisst allerdings nicht, dass die schulischen Fächer vernachlässigt werden. Den Schülerinnen und Schülern ist bewusst, dass sie in Deutsch mindestens das Niveau B1 erreichen müssen, um wenigstens ein eidgenössisches Berufsattest erlangen zu können. Für eine EFZ-Lehre benötigen sie gar das Niveau B2. Um dies zu erreichen, wird die 17-jährige Nikol nach den zwei Jahren noch ein einjähriges, schulisches Brückenangebot besuchen. Ihre Deutschkenntnisse sind schon sehr gut, was auch damit zu tun hat, dass sie in Serbien, wo sie bis vor zwei Jahren mit ihrer Mutter und ihrer Schwester lebte, Deutschunterricht hatte. Um die Berufschancen seiner Töchter zu verbessern, holte der schon länger in Basel arbeitende Vater die Familie in die Schweiz. Nikol ist froh, hier zu sein, im Land der vielen Möglichkeiten. Tatsächlich hat sie ehrgeizige Ziele: Zunächst möchte sie die Ausbildung zur Physiotherapeutin machen, später dann Medizin studieren, um eines Tages als Ärztin zu arbeiten. ■

Roger Wehrli



Talib (links) im Deutschunterricht. Seine bereits erworbene Sprachkompetenz zeugt von grossem Ehrgeiz.



Sayed Yousuf hat einen Ausbildungsplatz gefunden und wird demnächst die Sprachdiplomprüfung ablegen.

Gegenseitiges Helfen motiviert

Text und Fotos:
Anna Walser

In Entlebuch vereinen sich Menschen verschiedenster Nationalitäten. Wie das kleine Dorf im Kanton Luzern geflüchtete Kinder und Jugendliche integriert, hat BILDUNG SCHWEIZ bei einem Schulbesuch erfahren.



«Was möchten die sprechenden Tiere aus der Fabel uns sagen?», will Stefan Hofstetter von seinen Drittklässlern wissen. Sie sitzen im Halbkreis im vorderen Teil ihres Klassenzimmers und lesen die Geschichte «Der Rabe und der Fuchs». Währenddessen arbeiten sich die Viertklässler von Hofstetter am Pult durch ihr Textverständnisheft. Maissam und Mohammad nahmen gleich zu Beginn des Unterrichts im hinteren Teil des Klassenzimmers Platz. Die beiden Schüler lernen individuell an ihren Aufgaben. Zwar arbeitet Maissam ebenfalls am Textverständnisheft, er benötigt aber des Öfteren Hilfestellung von Othmar Kaufmann. Der Lehrer für Integrative Förderung (IF) unterstützt Stefan Hofstetter in dieser Deutschstunde. Mohammad versucht sich unterdessen an seinen Leseübungen. Auch er ist in dieser Lektion immer wieder froh um Kaufmanns Hilfe.

Jedes Fach ist wichtig

«Dass ich in einer Lektion so viel Zeit für Maissam und Mohammad aufwenden kann, ist nicht die Regel», betont Othmar Kaufmann in der Pause. Er verbringt pro Woche vier Lektionen in dieser Klasse. Sprachbarrieren sind nicht der einzige Grund, weshalb er als Lehrer für IF in die einzelnen Klassen geht. «An unserer Schule lernen wir altersdurchmischte», erklärt Hofstetter, weshalb er allemal dankbar für die regelmässige Anwesenheit einer Förderlehrperson ist. Neben der Unterstützung durch IF-Lehrpersonen erhalten geflüchtete Kinder und Jugendliche in Entlebuch auch Unterricht im Fach «Deutsch als Zweitsprache» (DaZ). Darüber hinaus besteht für alle Schülerinnen und Schüler die Möglichkeit, die Nachmittagsbetreuung zu besuchen.

Derzeit besuchen 48 Kinder und Jugendliche den DaZ-Unterricht in der Luzerner Gemeinde Entlebuch. Darunter sind 23 Geflüchtete, 14 mit Flüchtlingsstatus und 9 mit dem Ausweis N, wie Schulleiter Tobias Gutheinz sagt. In den Integrationsprozess an der Schule sind sowohl alle Lehrpersonen als auch der Zivildienstleistende involviert. Es gebe Lehrpersonen, die zeitweise keine geflüchteten Kinder und Jugendlichen unterrichten, weil diese im DaZ seien, so Gutheinz. Den Verantwortlichen ist es ein Anliegen, dass diese Schülerinnen und Schüler trotzdem so oft wie möglich am Regelunterricht teilnehmen können, so etwa auch im Fach Englisch. «Bei dieser neuen Sprache soll sich ihnen nicht nochmals ein Nachteil ergeben», erklärt DaZ-Lehrerin Esther Vogel. Weitere Fächer, die sich gut zur Integration eignen, sind ihrer Ansicht nach das Bildnerische, Textile und Technische Gestalten, Musik sowie Bewegung und Sport. Hier könnten die Kinder ihr Können ohne grosse Sprachbarrieren zeigen und damit die Anerkennung der anderen Schülerinnen und Schüler erlangen.

Ein Dorf muss integrieren

Entlebuch zählte letzten Dezember 3358 Einwohner aus 31 verschiedenen Nationen. Esther Vogel erinnert sich, dass das Thema «geflüchtete Menschen» im Jahr 2010 für die Gemeinde wieder aktuell geworden ist. Anfangs habe sich fast niemand damit ausgekannt. «Mittlerweile haben sich die Integrationsprozesse aber eingependelt», freut sie sich. Die DaZ-Lehrerin engagiert sich ausserhalb der Schule

«Es kommt darauf an, wie weit ein Kind in der Sprache ist, wie alt es ist und wie seine Persönlichkeit ausgebildet ist.»

in der Integrationskommission der Gemeinde. Ebenfalls engagiert in der Gemeinde ist DaZ-Lehrerin Lilla Milassin. Sie unterrichtet das Gefäss «DaZ-Intensiv», das gemeindeübergreifend in Entlebuch und Wolhusen angeboten wird. Es richtet sich an alle Schülerinnen und Schüler ab zwölf Jahren, die einen massiven Nachholbedarf in Deutsch haben. An zwei Tagen in der Woche findet der Unterricht in Wolhusen statt, an zwei Tagen in Entlebuch. «Die Zugtickets für die Schülerinnen und Schüler werden von den Gemeinden finanziert», so Gutheinz.

Ein sicherer Hafen

Lilla Milassin hat im DaZ-Intensiv Kinder und Jugendliche auf verschiedenen Sprachniveaus. Deshalb teilt sie die Lernenden in drei Gruppen ein, derzeit sind dies die Niveaus A1, A2 und B1. Sie möchte ihnen damit einen sicheren Hafen bieten, in dem sie «unter ihresgleichen sind». Um innerhalb der Klasse die Unterstützung zu fördern, setzt sie ein «Götti-System» ein: Schülerinnen und Schüler, die schon länger in der Schweiz sind, sind für die neueren zuständig. Dieses System trägt weitgehend zur Motivation bei: «Sie merken so, dass sie vieles wissen und dies auch weitergeben können», so Milassin. Ihr Ziel ist es, dass ihre Schülerinnen und Schüler Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen. Für sie spielt neben der Sach- und Sozialkompetenz die Selbstkompetenz eine wichtige Rolle. Die Schülerinnen und Schüler erhalten Lernzielblätter, die auf sie zugeschnitten sind und auf denen sie ihre Leistungen selber evaluieren.

Vor dem Unterricht verteilt Lilla Milassin die Namensschilder auf den Pulten. Vorne rechts sitzen Esrom aus Eritrea und Miguel aus Portugal. Sie repetieren die Lebensmittel, die sie in der vorigen Woche gelernt haben. Diesmal versuchen sie bereits, die einzelnen Wörter mit dem korrekten Artikel zu lernen. Miguel ist seit August dieses Jahres in der Schweiz, Esrom seit September. An einem Vierertisch

nehmen Mustafa, Jelena und Anastasia Platz. Sie sind derzeit auf Niveau A2, wobei die Kenntnisse unter ihnen variieren. In der hinteren Reihe sitzen Stella und Pablo an Einzelpulten. Stella liest in einem Buch und Pablo arbeitet in einem seiner Lehrmittel. Milassin wendet im Intensivkurs verschiedene Lehrmittel an. Prioritär sind dies Schweizer Lehrmittel, weil parallel auch das Schweizerdeutsch erlernt wird. Um den Schülerinnen und Schülern die deutsche und europäische Kultur näherzubringen, finden auch deutsche Lehrmittel

«Das grösste Vertrauen habe ich in die Einschätzung der DaZ-Lehrpersonen.»

den Weg in Milassins Unterricht. Den Entscheid für das passende Lehrmittel fällt sie aufgrund verschiedener Faktoren: «Es kommt darauf an, wie weit ein Kind in der Sprache ist, wie alt es ist und wie seine Persönlichkeit ausgebildet ist», erklärt sie.

«So ticken die Schweizer»

Vergangenes Jahr hat die DaZ-Intensiv-Lehrerin das erste Mal mit ihrer Gruppe am Entlebucher Weihnachtsmarkt teilgenommen. Die Schülerinnen und Schüler verkauften selbstkreierte Produkte und organisierten mit dem eingenommenen Geld schliesslich einen Ausflug. Zentral sei hierbei nicht nur das Erlernen der Sprache, sondern auch das Vorausplanen, Organisieren und ökonomische Denken gewesen. Um Integration ausserhalb der Sprache ist man

aber nicht nur in der Schule bemüht. Die Integrationskommission der Gemeinde hat beispielsweise den Vortrag «So ticken die Schweizer» organisiert. Da erhielten die Familien grundlegende Informationen, damit die Integration nicht an Tagesabläufen scheitern muss. «Sie erfuhren zum Beispiel, dass wenn sich die Klasse um neun Uhr trifft, es auch bedeutet, dass sie sich tatsächlich um neun Uhr trifft», so Gutheinz.

Grundlegendes lernen die geflüchteten Primarschülerinnen und -schüler bei Esther Vogel im DaZ-Anfangsunterricht. Sie versucht darin, nicht nur mit Vokabeln, sondern mit alltäglichen Sätzen zu arbeiten. Später im Aufbauunterricht arbeiten die Kinder an den Kenntnissen, die sie aus dem Anfangsunterricht mitbringen. Ob ein Kind aus dem DaZ-Unterricht entlassen wird, entscheidet Vogel aufgrund verschiedener Faktoren. Dies sind unter anderem das Test-Set «Sprachgewandt» der Dienststelle Volksschulbildung sowie Gespräche mit den Klassenlehrpersonen und den Eltern. Ausserdem spielt es für sie eine wichtige Rolle, wie lange das Kind schon in der Schweiz ist. Auch die Familie ist ein wichtiges Kriterium: «Hat ein Kind ältere Geschwister, die es unterstützen können? Was wissen die Eltern über das Luzerner Schulsystem? Können sie bei den Hausaufgaben helfen?» Massgebend sei bei der Entlassung natürlich der Sprachtest, betont Tobias Gutheinz. «Dieser ist für mich zwar ein wichtiger Richtwert, aber das grösste Vertrauen habe ich in die Einschätzung der DaZ-Lehrpersonen.» ■



Othmar Kaufmann hilft Mohammad bei den Leseübungen, an denen er während des Deutschunterrichts arbeitet.



Im DaZ-Unterricht bei Esther Vogel versuchen die Kinder Bild und Text zusammenzufügen.

Integration dient allen

Das von der Stiftung Jacobs Foundation initiierte Pilotprojekt «Bildungslandschaften» fand Ende 2016 seinen Abschluss. Wie entwickelt die Stadt Dübendorf die dadurch geschaffenen Angebote nun weiter?

Gina Sessa, die Integrationsbeauftragte der Stadt Dübendorf, war acht Jahre alt, als sie mit ihrer Familie von Italien in die Schweiz einwanderte. Sie sprach damals – wie auch der Rest der Familie – kein Wort Deutsch. Dank ihres starken Willens und ihrer intrinsischen Motivation schaffte sie es zwar innert kurzer Zeit, sich die Sprache anzueignen und sich zu integrieren. Sie weiss aber, wie viel leichter dies Kindern fällt, wenn der Spracherwerb möglichst frühzeitig erfolgt.

Voraussetzung ist die Vernetzung

Jedes Kind ist von Menschen umgeben, die es fördern, fordern und beeinflussen. In einer Bildungslandschaft werden alle diese Personen miteinander vernetzt: Eltern, gleichaltrige Spielkameraden, Spielgruppen- und Kita-Leiterinnen, Lehrpersonen

des Kindergartens, der Primarschule und des Fachs Musik, Sporttrainerinnen und -trainer, Sozialarbeitende und viele andere mehr. Dieses Netzwerk wird in einer Bildungslandschaft systematisch ausgebaut und gestärkt. Ein Kind kann sich erst dann gut entwickeln, wenn sich alle Beteiligten gegenseitig informieren, einander unterstützen und gemeinsam an einem Strick ziehen.

Dübendorf war eine der drei Gemeinden im Kanton Zürich, die für das Projekt «Bildungslandschaften» der Jacobs Foundation ausgewählt wurden. Es dauerte von 2013 bis 2016. Dübendorf, viertgrösste Stadt im Kanton Zürich mit rund 28 000 Einwohnerinnen und Einwohnern, hat einen Ausländeranteil von fast 34 Prozent. Beim Kindergarteneintritt können etwa 50 Prozent der Kinder zu wenig oder gar kein

Deutsch. Das ist für die Schule eine riesige Herausforderung. «Und genau dort setzen wir mit den Bildungslandschaften an», erklärt Sessa. Das Hauptziel sei gewesen, dass Kinder beim Kindergarteneintritt bereits erste Phasen der Integration durchlaufen hätten.

Die Wichtigkeit des Anliegens war auch dem Stadtrat und dem Gemeinderat bewusst. Am 27. November 2016 brachten die beiden Behörden eine Vorlage vor das Volk, welche die definitive Einführung der Bildungslandschaft mit jährlich wiederkehrenden Kosten von 220 000 Franken nach der Pilotphase ab Januar 2017 vorsah. Die Vorlage wurde mit gut 70 Prozent Ja-Stimmen angenommen. Zwar habe es einige Stimmen aus dem bürgerlichen Lager gegeben, die sich daran gestossen hätten, dass schon wieder Geld für



Frühförderung hat eine präventive und integrative Wirkung. Fotos: Jacobs Foundation

Migrantinnen und Migranten ausgegeben werde, erinnert sich Sessa. Das Argument aber, dass von der Frühintegration von Kindern aus fremdsprachigen Kulturen die ganze Schule profitiere, also auch die Schweizer Kinder, habe letztlich bis weit ins bürgerliche Lager überzeugen können.

Brückenbauerinnen vermitteln, informieren und fördern

Das Brückenbauerinnen-Netzwerk ist faktisch ein Pool von Frauen – theoretisch aber auch für Männer – aus unterschiedlichen Kulturen, die als interkulturelle Vermittlerinnen wirken. «Es sind Personen, die in der Schweiz und in der Gemeinde gut integriert sind und die gut Deutsch sprechen», erklärt die Integrationsbeauftragte. «Sie sind als Freiwillige im Auftrag der Stadt Dübendorf tätig und informieren Familien mit kleinen Kindern aus ihrem Kulturkreis über die Angebote, die es in der Stadt gibt.» Das können Elternbildungsangebote, Kinderkrippen, Spielgruppen oder Institutionen wie das Familienzentrum und die Stadtbibliothek sein. Je nach Kultur wählen die Brückenbauerinnen unterschiedliche Wege, um

«Die Eltern lernen nicht nur, wie das Bildungssystem funktioniert. Sie lesen zusammen auch aktuelle Schulinformationen und erfahren dabei, weshalb es wichtig ist, mit den Lehrpersonen in Kontakt zu bleiben.»

an die Familien zu gelangen. «Bei unserer arabischen Brückenbauerin kann es sein, dass sie direkt bei einer Familie an die Tür klopft. Andere schreiben einen Brief, laden zu einem Anlass auf dem Spielplatz ein, organisieren einen Morgen im Familienzentrum oder nutzen zur Kontaktnahme soziale Netzwerke wie Facebook», so Sessa. Aufgabe der interkulturellen Vermittlerinnen ist es beispielsweise nicht, bei der Wohnungssuche zu helfen oder einen Arztbesuch aufzugleisen. Vielmehr



Jedes Kind braucht ein Netzwerk, das es unterstützt.

informieren sie darüber, wo Eltern die entsprechende Unterstützung erhalten.

«Durch den Aufbau der Bildungslandschaft sind die schulischen und ausser-schulischen Akteure in Dübendorf sehr gut vernetzt», weiss Sessa. «Die Integrationsstelle führt mit fremdsprachigen Neuzuzügerinnen und -zuzügern ein Begrüssungs- und Informationsgespräch. Wenn wir sehen, dass eine Familie kleine Kinder hat, fragen wir sie, ob wir der Brückenbauerin ihre Adresse weitergeben dürfen, damit diese sie kontaktieren kann.»

Wenn Brückenbauerinnen erreichen, dass Kinder bildungsferner Eltern in eine Spielgruppe gehen, ist schon viel gewonnen. Dadurch kommen die Kleinen bereits in der Spielgruppe mit der deutschen Sprache in Kontakt, integrieren sich in eine ihnen zunächst fremde Gruppe und erlernen erste Fertigkeiten, die sie später im Kindergarten brauchen: mit einer Schere umzugehen, mit Gleichaltrigen zu verhandeln, aber auch sich temporär von der Mutter zu trennen.

Einmal im Monat wird das Familienzentrum zum «Café International», wo sich fremdsprachige und einheimische Eltern treffen und austauschen können. Viele Brückenbauerinnen sind dann ebenfalls vor Ort und beantworten Fragen. Mit der

Institutionalisierung der Bildungslandschaft musste auch deren Professionalisierung voranschreiten: Heute begleitet eine kompetente Koordinatorin das Netzwerk der Brückenbauerinnen. Sie organisiert Austausch-sitzungen, bietet Weiterbildungen an und steht bei Fragen zur Verfügung.

Ein Projekt mit Nachwirkung

Ein weiteres Angebot, das in Dübendorf aus dem Pilotprojekt der Bildungslandschaften heraus entstanden ist, sind subventionierte Spielgruppenplätze – ebenfalls eine Pionierleistung im Kanton Zürich. Familien mit wenig Einkommen und Vermögen können einen Antrag auf finanzielle Unterstützung stellen. Kindergartenkinder, deren Eltern über keine oder wenig Deutschkenntnisse verfügen, können gemeinsam mit ihren Eltern einen Deutschkurs besuchen. Dieser wird von der Primarschule angeboten. Der Weiterführungskurs «Mein Kind und die Schule» spricht Eltern an, die schon etwas Deutsch können. Hier steht die Schule im Fokus: «Die Eltern lernen nicht nur, wie das Bildungssystem funktioniert. Sie lesen zusammen auch aktuelle Schulinformationen und erfahren dabei, weshalb es wichtig ist, mit den Lehrpersonen in Kontakt zu bleiben», erklärt die Integrationsbeauftragte.

Eine weitere Massnahme, die weitergeführt wird, ist die Vernetzung der Spielgruppenleiterinnen. «Im Rahmen des Projekts luden wir alle Spielgruppenleiterinnen erstmals an einen runden Tisch hier im Stadthaus ein. Inzwischen treffen wir sie zweimal pro Jahr für einen Austausch, schicken Eltern von Kleinkindern jährlich eine aktuelle Spielgruppenliste und organisieren massgeschneiderte Weiterbildungen für die Leiterinnen.» Zudem werde die Vernetzung der Spielgruppenleiterinnen mit Kinderärztinnen, Logopäden, Kindergartenlehrpersonen usw. unterstützt, fügt Sessa an.

Bedürfnisse und Nachfrage ausschlaggebend

Die Bildungslandschaft ist flexibel und wird vom Bedürfnis der Zielgruppe gesteuert. Aktivitäten werden angestossen. Wenn diese genutzt werden und sich als erfolgreich erweisen, werden sie weitergeführt. Andernfalls werden sie zugunsten einer anderen Aktivität eingestellt. Beispielsweise sind 2018 innerhalb der bereits bestehenden Eltern-Kind-Treffs einstündige Inputveranstaltungen mit Fachpersonen vorgesehen. «An diesen werden Institutionen vorgestellt oder es wird ein bestimmtes Thema wie medizinische

Grundversorgung, Ernährung, Bewegung, Spracherwerb, Babymassage und vieles mehr erläutert», erklärt Sessa.

«Wenn man weiss, wie wichtig frühkindliche Förderung für die Bildungsbiografie ist, ist jeder Franken in der Bildungslandschaft und in der Integrationsförderung

«Wenn man weiss, wie wichtig frühkindliche Förderung für die Bildungsbiografie ist, ist jeder Franken in der Bildungslandschaft und in der Integrationsförderung sehr gut investiert.»

sehr gut investiert», betont sie. Muss ein Kind in einem Heim platziert werden, kostet das die Gemeinde sehr viel Geld. Nach Angaben der Integrationsbeauftragten lohnt sich das Projekt finanziell bereits dann, wenn mindestens ein Kind pro Jahr vor einer solchen Massnahme bewahrt werden kann. Mit der Frühförderung ist ein gesamtgesellschaftliches Interesse verbunden. «Bei uns steckt sie im Vergleich

zu anderen Ländern aber noch immer in den Kinderschuhen – auch von den Ausgaben her. Da haben wir noch ganz viel Nachholbedarf.» ■

Christian Urech

Weiter im Netz

www.duebendorf.ch > Bildung > Bildungslandschaft



Das Netzwerk wird in einer Bildungslandschaft systematisch ausgebaut und gestärkt.



Gina Sessa, Integrationsbeauftragte der Stadt Dübendorf. Foto: zVg

Schule, Sicherheit und Struktur für junge Asylsuchende

Text und Fotos:
Maximiliano
Wepfer

Das Projekt «UMA – Leben und Lernen» des Vereins Netzwerk Asyl Aargau bietet unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden (UMA) eine Tagesstruktur mit Unterricht an, um sie auf die hiesige Berufswelt vorzubereiten. BILDUNG SCHWEIZ sass im Klassenzimmer.



Hier würde man keine Schule vermuten. Und doch hat sich im zweiten Stock des ehemaligen Futtersilos in Aarau, mitten im Industriegebiet Telli, eine Schule der besonderen Art einquartiert: das Projekt «UMA – Leben und Lernen». Unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA) werden von freiwilligen Lehrpersonen an fünf Tagen pro Woche in Deutsch und Mathematik unterrichtet. In diesem Bildungsprogramm des Vereins Netzwerk Asyl Aargau gehe es dennoch nicht allein darum, dass die Schülerinnen und Schüler in Deutsch ein bestimmtes Sprachniveau erreichten, gesteht Projektleiter Werner Senn. «Wir brauchen die Unterrichtsstruktur als Trägermasse, damit das andere gedeihen kann: ein Ort mit einer Tagesstruktur, die den UMA Sicherheit gibt.» Dies wissen auch ehemalige Schülerinnen und Schüler zu schätzen, die hin und wieder vorbeischaun. «Wir haben es geschafft, ein Familiengefühl für diese Jugendlichen zu kreieren.»

Warme und lebendige Atmosphäre

Diesen speziellen Geist, wie ihn der für die operativ-pädagogische Leitung des Programms tätige Hansueli Ruch nennt, spürt auch ein Aussenstehender. So beim gemeinsamen Mittagessen am heutigen Tag: Einige sind am Tisch noch mit ihrer Gerstensuppe beschäftigt, die anderen spielen bereits am Töggelikasten. Die Stimmung ist laut und lebendig, das schätzt Ruch: «Klar suchen die Jugendlichen gelegentlich die Konfrontation, wir sind schliesslich eine Art Elternersatz für sie. Aber Reibung erzeugt auch Wärme.» So zufrieden wie jetzt sei er noch nie in seiner Karriere gewesen. «Hier spüre ich viel direkter, was meine Arbeit bei jemandem bewirkt», sagt Ruch. Die im Projekt gepflegte, solidarische Haltung sei eine seiner grossen Stärken, sie bilde ein Gegengewicht zur heutigen Ellbogengesellschaft. Die Solidarität stand auch am Anfang des Integrationsprojekts im Frühjahr 2015. Der Auslöser war gemäss Werner Senn ein Fernsehbeitrag zur Situation der UMA im kantonalen Vergleich. Während die einen im Waadtland unterrichtet, begleitet und in Häusern untergebracht wurden, schlotterten die anderen im Aargau vor ihren provisorischen Unterkünften und hatten keine spezifische Betreuung. «Wenn diese Jugendlichen stehen gelassen werden, dann ist das nicht nur schlecht für sie, sondern auch für die Gesellschaft», ist Senn überzeugt.

Unterschiedliche Voraussetzungen für UMA

Als Pilotprojekt mit 15 Schülerinnen und Schülern sowie acht Lehrpersonen gestartet, läuft zurzeit der Schulbetrieb mit 53 UMA und gleich vielen Lehrpersonen. Durch den Unterricht sollen die Jugendlichen primär in der Lage sein, die zweijährige Kantonale Schule für Berufsbildung (KSB)

zu besuchen, die als Vorbereitung für eine Lehrstelle oder Anlehre dient. In wenigen Fällen schaffen sie direkt den Einstieg in die Berufsbildung oder gehen sogar aufs Gymnasium. Dies blieben die Ausnahmen, denn die Niveauunterschiede zwischen den UMA seien gewaltig, nicht nur zwischen den einzelnen Herkunftsländern, weiss der pensionierte Gymnasiallehrer Benno Straumann. «Es spielt auch eine Rolle, ob die Jugendlichen vom Land oder aus der Stadt stammen, ob sie männlich oder weiblich sind, ob ihr Wohnort ein Kriegsgebiet war oder nicht.» Straumann, der bis 2008 Englisch und Geschichte unterrichtet hat, ist seit dem Pilotprojekt dabei und für die Fächer Deutsch und Mathematik verantwortlich.

Mit seinen acht Schülern – Mädchen sind heute keine anwesend – kombiniert Straumann heute das Bruchrechnen mit Bewegungen und Zeit. Ausgehend vom Langstreckenläufer Muhammad, der in einer Stunde 15 Kilometer weit läuft, müssen die Burschen berechnen, wie weit dieser in 15 Minuten läuft oder wie lange er für drei Kilometer braucht.

«Wir haben es geschafft, ein Familiengefühl für diese Jugendlichen zu kreieren.»

Später lösen sie auch komplexere Aufgaben: Wenn Haymanot mit einer Geschwindigkeit von 4,2 Stundenkilometern spaziert, wie lange wird sie für 700 Meter brauchen? Dieser für das Berufsleben wichtige Übergang von der arithmetischen zur angewandten Mathematik bereitet einigen Jugendlichen Mühe. «Sie können zwar rechnen, aber nur innerhalb eines bestimmten Schemas, der Transfer fehlt», erklärt Straumann. Hinzu kommt der Übersetzungsaufwand in ihre Muttersprachen wie beispielsweise Dari und dann zurück ins Deutsche – sprachlich und visuell, denn auch die Zahlen werden anders geschrieben. Eine Herausforderung für den Lehrer: «Ich muss jeweils unterscheiden, ob es sich um einen Versprecher oder um einen Denkfehler handelt.»

Weniger Ideologie, mehr Realismus

Straumann hat auch gelernt, mit den emotionalen Unsicherheiten der Jugendlichen umzugehen, etwa wenn ein Gespräch im Lauf des Asylverfahrens ansteht. Da komme es schon vor, dass die Leistungen des betreffenden Schülers in den Keller fallen, sich aber erholen, sobald der Entscheid feststeht. Unabhängig davon wünscht er sich, dass die Menschen ihre ideologischen Vorstellungen mit der Realität konfrontieren. Die UMA würden aus Ländern wie Afghanistan, Syrien oder Eritrea stammen, wohin Rückschaffungen auch nach fünf Jahren höchst unwahrscheinlich seien. «Da

sie hier in der Schweiz bleiben werden, müssen wir auch adäquat mit ihnen umgehen», meint Straumann. «Sie sind die verletzlichste Gruppe unter den Asylsuchenden und haben eine besondere Mischung zwischen kindlichem und erwachsenem Verhalten.»

Das leuchtet sofort ein, sobald die UMA von sich erzählen. Bubacarr aus Gambia spielt wie viele Jugendliche in seinem Alter gerne Fussball. Der Mitgliederbeitrag von 400 Franken für einen Fussballklub ist für ihn aber zu teuer. Er schätzt es, in der Schweiz eine wirkliche Zukunft zu haben, und will Elektromonteur werden. Der Afghane Khadem betreibt als aussergewöhnliches Hobby das Parkour. Dies meint den Hindernislauf innerhalb einer Stadt, um mit Laufen, Klettern oder Springen auf dem schnellsten Weg zum Ziel zu gelangen. In seinem Heimatland durfte er nicht zur Schule gehen, weil diese völlig zerstört worden war; nun strebt er eine Lehre als Metallbauer an. Überhaupt steht das Berufliche für die Jugendlichen im Vordergrund: Der Eritreer Berhe will nach seiner Schnupperlehre als Automechaniker definitiv in diesem Beruf Fuss fassen.

Unabhängigkeit – mit Vor- und Nachteilen

Zum Gelingen des Programms trägt auch die intensive Zusammenarbeit mit der kantonalen Verwaltung bei. «Dieser Einbezug zahlt sich aus», bestätigt Werner Senn. «Wir melden unsere freie Kapazität an, die Verwaltungsmitarbeitenden sind im Gegenzug froh, wenn sie uns Jugendliche von den Asylunterkünften zum Unterricht schicken können.» Dennoch ist das Programm nicht in den offiziellen kantonalen Strukturen integriert. Was auf der einen Seite dank einer gewissen Unabhängigkeit ein Vorteil ist, ist auf

der anderen Seite mit Blick auf die Finanzierung ein Nachteil. Seine Mitarbeitenden stellten sich jedes Jahr dieselbe Frage, ob es mit dem Programm weitergehe, bekennt Hansueli Ruch. Ihre Antwort lautet klar Ja: «Was passiert sonst mit den Jugendlichen, die nicht mehr zu uns kommen können?»

Klar ist einzig, dass das Budget bis Juli 2018 sichergestellt ist und die Projektverantwortlichen einen Antrag zur Verlängerung bis Juli 2019 gestellt haben. Der Aargauer Regierungsrat befindet am 24. Januar 2018, ob die Gelder aus dem Swisslos-Fonds dem Programm zugesprochen werden oder nicht. Werner Senn hofft sehr auf einen positiven Entscheid: «Die Abläufe sind eingespielt, die Sachen laufen. Es würde wehtun, wenn wir all das aufgeben müssten.» Hansueli Ruch ist sich aber auch bewusst, dass es selbst mit einem Ja zur Swisslos-Finanzierung nicht immer nur scheinbar weitergehen könne. «Wir können nicht immer am selben Ort anklopfen und bei denselben Stiftungen und Privatpersonen anfragen.» Er stellt sich deshalb vor, dass der Kanton das Programm als einen Auftrag an die öffentliche Hand vergibt, um es mit einer breit abgestützten Trägerschaft weiterzuführen. ■

FREIWILLIGE FÜR DAS PROJEKT

Das Projekt «UMA – Leben und Lernen» sucht laufend freiwillige Helferinnen und Helfer für den Unterricht in Deutsch, Mathematik, Gestalten und Informatik und für die Betreuung in verschiedenen Aktivitäten. Umfang, Dauer und Periodizität können die Freiwilligen selber bestimmen. Informationen unter: www.projektuma.ch



Programmleiter Hansueli Ruch (l.) und Projektleiter Werner Senn sind für das Projekt «UMA – Leben und Lernen» verantwortlich.



Khadem aus Afghanistan (l.) will Metallbauer werden, der Eritreer Berhe Automechaniker.



Musik schafft Heimat am Zugersee

Freiwillig und mit viel Engagement erteilen Studierende der PH Zug jungen Asylsuchenden Musikunterricht. Die Jugendlichen können sich trotz geringer Sprachkenntnisse in Deutsch mit einem Instrument auf eine andere Art ausdrücken; die angehenden Lehrerinnen und Lehrer werden sensibilisiert für die Lebensumstände und Schicksale von Migrantinnen und Migranten.

Rund 350 angehende Lehrerinnen und Lehrer lassen sich derzeit an der Pädagogischen Hochschule in Zug ausbilden. Die Ausbildungsstätte liegt am Zugerberg, hoch über dem See. Es ist Mittagszeit. In der Mensa herrscht reger Betrieb. Von hier und der vorgelagerten Terrasse aus geniessen die Studierenden einen wunderschönen Blick auf den Zugersee und in die bereits weiss überzuckerten Berge. Und sie blicken in eine vielversprechende Zukunft mit Aussicht auf Arbeit und Befriedigung in ihrem Wunschberuf.

Nur etwa 200 Meter weiter hangaufwärts wohnen im ehemaligen Altersheim Waldheim 25 unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA). Die jungen Männer und die wenigen Frauen kommen unter anderem aus Eritrea, Afghanistan, Somalia. Ihre Aussicht auf See und Berge ist genauso idyllisch wie die der Studierenden. Weniger hoffnungsvoll sind allerdings ihre Zukunftsaussichten. Bis sie 18 Jahre alt sind, können sie im Waldheim leben, in Dreierzimmern mit eigenem WC, Gemeinschaftsdusche und Gemeinschaftsküche. Dort bereiten sie ihre Mahlzeiten selber zu, professionell betreut von zwei Leitungspersonen, drei Sozialpädagoginnen und je nachdem einem oder zwei Zivildienstleistenden. Was sie nach dem 18. Altersjahr erwartet, ist ungewiss.

Dennoch verbindet die PH Zug und das Waldheim etwas: die Musik. Ein gemeinsames Projekt der PH mit dem Waldheim bietet den interessierten UMA Gelegenheit, ein Musikinstrument zu lernen. Studentinnen und Studenten erteilen im Rahmen eines Freiwilligenprojekts nebst Deutschunterricht auch Instrumentalunterricht. Initiant und Koordinator seitens der PH ist Henk Geuke, Musikdozent und Beauftragter für Freiwilligenarbeit an der PH, letzteres mit einem Fünf-Prozent-Pensum. Geuke ist Holländer und lebt seit 1991 in der Schweiz. «Fremdsein in einem Land kenne ich aus eigener Betroffenheit», sagt er. Dies dürfte wohl mit ein Grund sein, weshalb ihm die Integration von Migrantinnen und Migranten speziell am Herzen liegt. Er glaubt, dass die Geflüchteten über die Musik zusätzliche Impulse für die Sprache erhalten.

Ein Lächeln als Bestätigung und Lohn

«Das schönste Instrument ist das Klavier», ist Naemi Fait überzeugt. Die Studentin, die sich an der PH Zug zur Primarlehrerin ausbildet, spielt es seit ihrem sechsten Lebensjahr. Die Freude an diesem Instrument gibt sie denn auch gerne weiter. Begeistert vom Klavier ist auch der 16-jährige Bijr aus Eritrea, der im Aufnahmezentrum Waldheim wohnt. Seit September 2017 geht er

einmal pro Woche zu Naemi Fait in den Klavierunterricht. Die beiden treffen sich vor der Stunde bei der Kanzlei der PH, begrüßen einander und gehen gemeinsam in den Klavierraum. Dann fordert Fait ihn auf, das zu wiederholen, was sie das letzte Mal gespielt haben. Gemeinsam benennen sie die Finger mit Zahlen und legen sie auf die entsprechenden Tasten. Mit der Zeit ergibt sich die Tonleiter. «Das Meiste funktioniert über Vorzeigen und Nachahmen», schildert Naemi Fait den Ablauf der Lektion. «Erst wenn das schon Gelernte funktioniert, gehe ich zu etwas Neuem.» 20 bis 30 Minuten dauert der Unterricht. So lange reicht die Aufmerksamkeit des Schülers. Es sind kleine Schritte, aber sie spüre, dass er begeistert sei vom Klavierspielen. Von seinen Betreuerinnen im Waldheim habe sie gehört, dass er manchmal bis zu zwei Stunden übe. Der Kontakt sei wichtig für Bijr. Er versuche immer wieder etwas zu erzählen. Und noch wichtiger: «Er kommt jeweils mit einem Lächeln in die Stunde und geht mit einem Lächeln.» Dies sei eine tolle Bestätigung und Anerkennung ihrer Arbeit, betont die engagierte Studentin.

Kontakte schaffen Verständnis

Der Anstoss zu diesem Integrationsprojekt erfolgte 2015. Damals kamen besonders viele UMA in die Schweiz, unter anderem



Eine Gemeinsamkeit neben vielen Unterschieden: Angehende Lehrpersonen und geflüchtete Jugendliche im Waldheim in Zug teilen die Freude an der Musik.

Foto: zVg

in die Durchgangsstation in Steinhausen (ZG) und ab 2016 ins Waldheim. Im Zuge dieser Migrationswelle seien vermehrt Anfragen von Institutionen zur Unterstützung der jugendlichen Migrantinnen und Migranten an die PH gerichtet worden, erklärt Henk Geuke. «Dies machte eine professionelle Koordination, eine Vermittlung zwischen den Anfragen von aussen und den Angeboten innerhalb der PH nötig, die auch honoriert werden sollte. Wir versuchen heute auf verschiedenen Ebenen, etwas zu bewegen», erklärt Geuke. So bietet die PH Zug nebst dem genannten Musikunterricht und den Deutschkursen für UMA auch Schulhauskurse für Integrationsklassen in Zusammenarbeit mit dem DaZ-Unterricht an. Geuke unterrichtete oder sang selber mit älteren Jugendlichen im Rahmen eines Integrations-Brückenangebots. Studierende drehten mit einigen Jugendlichen des Waldheims ein Videoprojekt. «Auf diese Weise kommen die angehenden Lehrpersonen, aber auch die ganze Bevölkerung mit den Geflüchteten in Kontakt», betont er.

Struktur geben, Leere füllen

«Für uns sind die Angebote der PH sehr wichtig», erklärt Madleina Walti, Sozialpädagogin im Waldheim. Sie ergänzt: «Da die Jugendlichen anfänglich nur an Halbtagen die Schule besuchen konnten, brauchten wir verschiedene zusätzliche Beschäftigungsangebote, die natürlich nicht das Budget belasten durften.» Mit diesen Angeboten erhielten die jugendlichen Asylsuchenden eine Beschäftigung und eine Struktur im Alltag. «Wir füllen quasi eine Leere», fasst Geuke zusammen. Der Wunsch nach Musikunterricht sei von den UMA selbst gekommen, erklärt Walti. Das Interesse war gross. Die meisten haben jedoch noch nie ein Instrument gespielt. Der Vorteil des Musikunterrichts ist, dass die jungen Migrantinnen und Migranten sich auf eine andere Art ausdrücken können als über die Sprache. Und sie kommen auf eine andere Weise in Kontakt mit den Lehrpersonen. Das bestätigt auch Naemi Fait. Vor der ersten Stunde habe sie grossen Respekt gehabt, betont sie. «Wie stelle ich den Kontakt ohne die Sprache her? Wie kann ich meinem Schüler etwas beibringen? Wie kann ich ihn begeistern?»

habe sie sich gefragt. «Nach der ersten Lektion war ich verunsichert und hatte keine Ahnung, ob es ihm gefallen hat.» Ein überaus positives Echo von Seiten der Betreuerinnen im Waldheim habe sie aber beruhigt. «Und schon bald habe ich gemerkt, dass die Sprache gar nicht so wichtig ist, es funktioniert auch ohne.»

Positive Echos von den Jugendlichen hört auch Madleina Walti. «Sie sind begeistert, zeigen Fotos oder Videos, suchen online selber nach Musik oder singen etwas vor.» Wichtig sei, dass der Unterricht regelmässig stattfindet; ihre Aufgabe sei es, die Jugendlichen zu den Terminen zu schicken und ihnen bewusst zu machen, dass dies eine Chance sei. «Das war am Anfang nicht immer ganz einfach. Es brauchte viel Toleranz und Einfühlungsvermögen von den Studierenden, die diese Stunden unentgeltlich und freiwillig erteilen.» Manchmal seien die zum Teil traumatisierten Jugendlichen nicht in Stimmung und könnten in solchen Momenten Musik nur schwer ertragen. Dann brauche es Geduld und Verständnis. Walti schätzt vor allem die kurzen Wege, den direkten Kontakt mit den Verantwortlichen, die rasche und unkomplizierte Reaktion auf Anliegen und Wünsche und die guten Beziehungen zu den Freiwilligen. Dass im Moment nur zwei UMA den Musikunterricht besuchen, sei nicht mangelndes Interesse. Einer der

Gründe sei, dass die Geflüchteten nun ganztags die Schule besuchen und die Musikstunden nur am Abend oder am Samstag stattfinden könnten. Das macht die Terminfindung mit den Studierenden schwierig.

Eine Win-win-Situation

In diesem Arrangement profitieren nicht nur die Jugendlichen, sondern auch die Studierenden machen wertvolle Erfahrungen, ist Henk Geuke überzeugt. «Die meisten Studierenden kommen aus relativ behüteten Verhältnissen. Im Kontakt mit den Geflüchteten kommen sie mit ganz anderen Lebensumständen und Schicksalen in Berührung.» Zudem können sich die Studierenden die Freiwilligenarbeit anrechnen lassen. Sie erhalten für 60 Stunden Freiwilligenarbeit zwei Credits. Die Credits seien ihr nicht so wichtig, betont Naemi Fait. «Wertvoller ist, dass ich mit einer Altersgruppe in Kontakt komme, mit der ich in meiner Ausbildung als Kindergarten- und Unterstufenlehrerin nicht konfrontiert bin. Ich lerne auch, die Dinge auf einfache Art darzustellen und auf das jeweilige Niveau herunterzubrechen.» ■

Doris Fischer



Henk Geuke, Musikdozent und Beauftragter für Freiwilligenarbeit an der PH Zug, Madleina Walti, Sozialpädagogin im Waldheim, Naemi Fait, PH-Studentin (v.l.). Foto: Doris Fischer

Das Erlernen der Muttersprache fördert die Integration

Im Kanton Freiburg gibt es ein umfangreiches Programm zum Erlernen der «heimatlichen Sprache» für Migrantenkinder. Der Verein der Afghanen bietet Kurse in Farsi an. Das stärkt die Verbindung zum Ursprungsland, fördert aber auch die Integration in der Schweiz.

Samstagnachmittag am Kollegium Gambah in Freiburg. Die vor einigen Jahren erweiterte Schulanlage ist geschlossen, der Pausenplatz im zentralen Hof leer. Nur in einem Klassenzimmer im Trakt A herrscht Betrieb. Lehrer Kamaloddin Hashemy bereitet sich auf die zwei Wochenlektionen in Farsi vor, die er afghanischen Kindern erteilt. Eltern und Kinder, die schon da sind, helfen ihm unaufgefordert, die Stühle von den Pulten zu holen. Nach und nach füllt sich das Zimmer. Heute nehmen 18 Kinder zwischen acht und sechzehn Jahren am Unterricht teil, Mädchen und Knaben gemischt. Sie tragen westliche Kleider, Jeans und Trainingsschuhe, nur zwei jüngere, unbeschwerte Mädchen sind in eine Art Tracht mit glänzenden Pailletten gekleidet.

Nachdem sich die Eltern zurückgezogen haben, beginnt der Lehrer pünktlich um vier Uhr mit der Lektion. Es geht um ein Diktat, das die Schülerinnen und Schüler vorbereitet haben. Sie kommen einzeln nach vorne, um das Gelernte an die Tafel zu schreiben und es dann vorzulesen. Farsi ist die Bezeichnung für die persische

Sprache, die im Iran und in grossen Teilen von Afghanistan gesprochen wird. Dort heisst sie offiziell Fārsī-yi Darī oder einfach Dari. Geschrieben wird sie in arabischer Schrift mit vier zusätzlichen Zeichen, sodass die Kinder 32 Buchstaben zu lernen haben. Einige beherrschen sie gut, andere haben mehr Mühe. Kamaloddin Hashemy hilft ihnen, indem er die Wörter und Sätze selber an die Tafel schreibt: von rechts nach links.

Familiäre Atmosphäre

Die persische Sprache klingt weicher als Arabisch, das mit ihr nicht verwandt ist. Lehnwörter wie Bazar, Karawane und Paradies sind in viele europäische Sprachen eingeflossen. In der Schule fällt vor allem ein Wort auf, das der Lehrer häufig braucht: «ofarim». Es bedeutet «gut, bravo». Der Unterricht findet in der familiären und entspannten Atmosphäre einer Gesamtschule statt. Viele Kinder kennen sich aus der regulären Schule, die sie besuchen, oder aus der Association des Afghans. Dieser Verein, dem gut 100 Leute aus der Region Freiburg angehören, wurde

2014 gegründet und organisiert seit zwei Jahren die Samstagskurse an der Gambah-Schule. Sie finden im Rahmen des Programms «Kurse in heimatlicher Sprache und Kultur (HSK)» statt. Die kantonale Erziehungsdirektion fördert sie, indem sie die Klassenräume gratis zur Verfügung stellt. Organisiert und erteilt werden die Unterrichtseinheiten von den Botschaften oder von Migrantenorganisationen.

Kamaloddin Hashemy ist gleichzeitig Vereinspräsident und treibende Kraft für die Durchführung der Farsi-Kurse. An diesem Tag hängt er für den Fotografen stolz ein bemaltes Tuch mit dem Kennzeichen des Vereins an die Wand. Der 48-Jährige ist 1990 geflohen, als Afghanistan noch kommunistisch regiert wurde. Er kam nach Düdingen im deutschsprachigen Sensebezirk und hat zunächst während 18 Jahren in einem Industriebetrieb gearbeitet. Inzwischen fährt er als Chauffeur Schülertransporte. Der Vater von drei Kindern hat vor einigen Jahren damit angefangen, in der Stadt Freiburg Deutschkurse zu geben, «um den Kindern zu helfen», wie er in seiner zurückhaltenden Art sagt.



Die Klasse von Lehrer Kamaloddin Hashemy versammelt sich vor dem Transparent der Association des Afghans. Fotos: Peter Krebs

Das pädagogische Engagement spielt auch bei den Farsi-Kursen eine Rolle. Die finanzielle Entschädigung durch den Verein ist bescheiden und die Vorbereitungsarbeit beträchtlich, staatliche Subventionen gibt es keine. Zusammen mit seinem Bruder hat Kamaloddin Hashemy ein einfaches Lehrmittel verfasst und mit Zeichnungen illustriert. Er kopiert es selber. Sein Unterricht entspricht einem Wunsch der Eltern: Viele sind schon vor längerer Zeit aus dem zentralasiatischen Land geflohen und ausgewandert, einige sind inzwischen eingebürgert. Zu ihnen gehört Rahman, ein Vater von zwei Knaben, der 1991 in die Schweiz kam. «Ich möchte, dass meine Kinder die Sprache nicht vergessen und sie auch schreiben lernen», sagt er. Er beherrscht sehr gut Französisch, ist für die Caritas als Übersetzer tätig. Zu Hause spricht er mit den Kindern Farsi.

Mehrsprachige Kinder

Sein Sohn Djamil, der die sechste Klasse besucht, bestätigt die Nützlichkeit der Kurse. Er habe Farsi kaum schreiben und lesen können und es jeweils schnell vergessen, deshalb besuche er den Unterricht. Es macht ihm nichts aus, den Samstagnachmittag dafür zu opfern: «Sonst würde ich mich vielleicht zu Hause langweilen.» Die

«Die Loyalitätskonflikte zwischen alter und neuer Heimat sowie zwischen Eltern und Freunden können gemildert werden, indem die Kinder die heimatliche Sprache erlernen, die sonst nicht Teil des Schulunterrichts ist.»

aufgeweckte Tamina erachtet die Kurse als gute Gelegenheit, das Herkunftsland der Eltern besser kennenzulernen: «Ich bin froh, so eine Chance zu kriegen», sagt sie in akzentfreiem Hochdeutsch. Ihre Eltern schicken sie in der Stadt Freiburg in die deutsche Schule. Mit ihren Freundinnen spricht die 13-Jährige mehrheitlich Französisch, in der Familie Farsi. So wächst sie dreisprachig auf und fühlt sich zwei

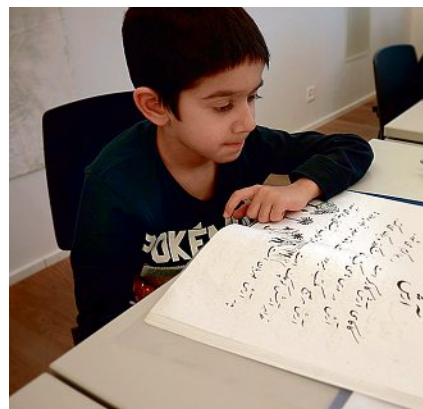
Heimatländern verbunden. Das sei aber kein Problem für sie: «Ich liebe Afghanistan und die Schweiz genau gleich.» In Afghanistan, das sie in den Ferien besucht habe, sei das Leben allerdings schwieriger. Deshalb sieht sie ihre Zukunft in der Schweiz – am liebsten als Anwältin. Sollte sie zuerst eine Lehre machen, werde sie später die Matura nachholen.

Sobhan ist seit gut vier Jahren in Marly zu Hause, wo er die zehnte Klasse absolviert. Seine afghanischen Eltern zogen 2013 von Griechenland in die Schweiz weiter, um den drei Kindern eine gute Ausbildung zu garantieren. Sobhan, der einen medizinischen Beruf lernen will, hat kaum Erinnerungen an Afghanistan, wo er die ersten Jahre verbrachte. An den Farsi-Kursen nimmt er interessiert teil, «damit ich meine Wurzeln nicht vergesse».

Der Lehrer achtet darauf, dass die Kinder auch etwas über die Geschichte ihres Ursprungslandes erfahren, und wählt die Übungstexte entsprechend aus. Er tut dies nicht im Sinne einer Abgrenzung, sondern um die Identität der Kinder zu stärken. Das entspricht auch dem Credo der Association des Afghans: Der Verein führt regelmässig Elternabende durch, an denen es um Integrationsthemen, um die Kultur und Gesetze der Schweiz geht. Er ist ein wichtiger Teil des sozialen Lebens und ermöglicht es den Mitgliedern, sich in der Schweiz besser zurechtzufinden, aber auch gemeinsam ihre Traditionen zu pflegen und Feste zu feiern, so zum Beispiel am 21. März das afghanische Neujahr Nouruz. Dem Verein gehören vor allem Familien an, die schon länger in der Schweiz leben. Ab und zu organisiert er auch Anlässe für die Asylsuchenden aus den Flüchtlingsheimen.

Gut für die Integration

Adrienne Berger, die zuständige Mitarbeiterin der Erziehungsdirektion des Kantons Freiburg, ist überzeugt, dass die HSK-Kurse die Integration der Migrantenkinder und ihrer Eltern mehr stützt als behindert. Der Unterricht habe unter anderem zum Ziel, die sprachlichen Kompetenzen allgemein zu fördern und den Kindern das Ausbilden einer mehrsprachigen, multikulturellen Identität zu erleichtern. Die Loyalitätskonflikte zwischen alter



Ein Schüler lernt erste Wörter lesen. Das Alphabet zählt 32 Buchstaben.



Mit einem Diktat üben die Schülerinnen und Schüler lesen und schreiben.

und neuer Heimat sowie zwischen Eltern und Freunden könnten gemildert werden, indem die Kinder die heimatliche Sprache erlernen, die sonst nicht Teil des Schulunterrichts sei.

Im zweisprachigen Kanton Freiburg existiert von Albanisch bis Vietnamesisch ein besonders umfangreiches Angebot an HSK-Kursen. Die Kurse sind freiwillig und werden ausserhalb der Unterrichtszeiten erteilt. Wer sich aber einmal einschreibt, sollte mindestens ein ganzes Jahr dabei bleiben. Und ja: Kamaloddin Hashemy macht auch Präsenzkontrollen, Tests und Noten. Am Ende des Schuljahrs erhalten die Teilnehmenden ein Diplom und der Besuch wird im Zeugnis vermerkt. ■

Peter Krebs

Starthilfe geben und Zukunft sichern!

Text:
Belinda Meier

Integration wird in der Schule nicht nur intensiv gelebt, sondern auch nachhaltig gefördert. Dies gilt auch für die schulische Integration von geflüchteten Kindern und Jugendlichen. BILDUNG SCHWEIZ widmet ihr seit April 2017 eine Serie, die Einblick in die Praxis bietet, Fachpersonen zu Wort kommen lässt und innovative Projekte vorstellt. In der vorliegenden Ausgabe geht sie zu Ende.



Die Schule soll Sicherheit, Orientierung und Stabilität gewährleisten, sinnstiftend sein und Struktur bieten. Die Beziehung des Kindes oder des Jugendlichen zur Lehrperson spielt eine zentrale Rolle. Diese unterstützt, fördert und ist zugleich Vertrauensperson. Der Fokus liegt weniger auf dem Trauma als vielmehr auf den vorhandenen Ressourcen und dem Hier und Jetzt. – Diese und ähnliche Aussagen sind es, die in Gesprächen mit Lehrpersonen, Schulleitungen, Behörden, Psychologinnen und Sozialwissenschaftlern über die Integration geflüchteter Kinder und Jugendlicher immer wieder auftauchen. Sie bilden sozusagen den fruchtbaren Grund, worauf erfolgreiche Integration überhaupt erst gedeihen und wachsen kann.

2015 erreichte die Zahl der Menschen auf der Flucht ein Rekordniveau: Rund 1,4 Millionen Menschen stellten in Europa einen Asylantrag. In der Schweiz waren es 39 523 Personen, 15 758 mehr als im Vorjahr. 2016 und 2017 ging die Zahl wieder auf das Niveau der Jahre vor 2015 zurück, obschon sich an den Grenzen Europas, im Nahen Osten und in Libyen nach wie vor vielen Menschen auf der Flucht befinden.

Engagement, Effort und viel Empathie

Vor diesem Hintergrund hat BILDUNG SCHWEIZ im April 2017 die Serie «Schulische Integration geflüchteter Kinder und Jugendlicher» gestartet und sich in den nachfolgenden zehn Nummern intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt. Neben Interviews mit Fachpersonen, dem Besuch von spezifischen Weiterbildungsprogrammen für Lehrpersonen und dem Vorstellen ausgewählter Projekte hat die Redaktion insgesamt zehn Schulen in der Deutschschweiz besucht, die geflüchtete Kinder und Jugendliche integrieren oder temporär unterrichten. Diese Schulen haben gezeigt: Die Vielfalt an Integrations- und Unterrichtskonzepten ist gross. Es gibt Einführungsklassen für Fremdsprachige, in denen die geflüchteten Kinder jeweils an vier Vormittagen pro Woche in altersgemischten Gruppen vor allem Deutsch lernen. Andere Kinder und Jugendliche sind bereits in der Regelklasse aufgenommen und verbessern parallel dazu ihre Sprachkenntnisse im Fach «Deutsch als Zweitsprache» (DaZ). Mancherorts werden sie zusätzlich im Regelunterricht von einer Lehrperson für integrative Förderung, von einem Zivildienstleistenden oder einer Klassenassistentin unterstützt. Es gibt Integrationskurse nur für die temporäre Beschulung geflüchteter Kinder und Jugendlicher, solche für alle fremdsprachigen Schülerinnen und Schüler und solche für Jugendliche und junge Erwachsene, die sich auf das Berufsleben vorbereiten. In diesen und weiteren Gefässen ist die Zusammensetzung der Lernenden heterogen, das Niveau unterschiedlich und die Gruppengrösse teils sta-

bil, teils fragil. Das grosse Engagement, das Schulleitungen und Lehrpersonen für die Organisation, Integration und Förderung der Kinder und Jugendlichen an den Tag legen, ist beeindruckend. Die vielfältigen Einblicke in die Praxis lassen keinen Zweifel aufkommen: Der Auftrag, nämlich allen Kindern Bildung zukommen zu lassen, wird – unabhängig davon, welchen Aufenthaltsstatus sie besitzen – sehr ernst genommen. Trotz teilweise grosser Hürden wird er mit viel Effort und Empathie umgesetzt. Auch haben die Besuche vor Ort deutlich gemacht, dass eine gute Zusammenarbeit zwischen Schule und Behörden massgeblich am Erfolg der Integration beteiligt ist. Und: Der Rückhalt und die Unterstützung der Eltern, sofern möglich, ebenso wie klassenübergreifende und ausserschulische Anlässe begünstigen die Integration zusätzlich.

Gut, aber nicht ausreichend

Die geflüchteten Kinder und Jugendlichen weisen trotz unterschiedlicher Herkunft, Vergangenheit und Bildungsgeschichte Gemeinsamkeiten auf. In der Regel sind sie sehr motiviert, wissensdurstig, wollen die hiesige Sprache erlernen sowie Land und Leute verstehen. Ihr Ziel ist es, hier zu bleiben. Damit ihnen der Einstieg ins Schulsystem oder ins Berufsleben gelingt, brauchen sie Starthilfe. Lehrpersonen, die in dieser Hinsicht eine Schlüsselrolle einnehmen, können ihnen diese geben.

Das hiesige Bildungssystem stellt mit Einführungs-, Integrations- und DaZ-Klassen, Assistenzen, Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen, Brückenangeboten sowie Partnerschaften mit Wirtschaftsverbänden und Betrieben bereits viele Gefässe zur Verfügung. Diese reichen aber nicht aus. Eine Erhöhung der Lektionenzahl für die Förderung der Betroffenen, keine zeitliche Beschränkung des DaZ-Unterrichts und konkrete Konzepte für Schulen im Umgang mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen sind unerlässlich. Ebenfalls müssen bessere Unterstützungsmassnahmen für spät zugewanderte Jugendliche und junge Erwachsene, die an der Schwelle zwischen Schule und Beruf stehen, geschaffen werden. Um die Kantone bei der Integration von Geflüchteten in den Arbeitsmarkt zu unterstützen, ist zudem eine Erhöhung der Integrationspauschale seitens Bund notwendig.

Zum Abschluss der Serie richtet BILDUNG SCHWEIZ den Blick auf die Integrationsprojekte in Brig und auf die Freiwilligenarbeit im Kanton Zürich, bei der Neuankömmlinge in Sprache und Alltag unterstützt werden. ■

Weiter im Netz

Die vollständige Serie «Schulische Integration geflüchteter Kinder und Jugendlicher» kann ab sofort unter www.LCH.ch > Publikationen > BILDUNG SCHWEIZ > Serien als PDF heruntergeladen werden.

In Sprache und Alltag Hand bieten

Im Angebot «mitten unter uns» werden fremdsprachige Kinder und Jugendliche in einem unbefangenen Umfeld von freiwilligen Helferinnen und Helfern begleitet. Diese helfen über einen längeren Zeitraum, die Deutschkenntnisse ihrer Schützlinge zu verbessern und ihnen Wissen und Kompetenzen zu vermitteln, die sie zur Bewältigung des Alltags benötigen. BILDUNG SCHWEIZ hat ein solches Zweiergespann getroffen.

Es ist düster, nass und kalt an diesem Freitagnachmittag im Dezember 2017 in Zürich-West – «Hudelwetter», um es in einem Wort auszudrücken. Corinne Bisang und Naod lassen sich davon aber nicht beirren. Die 40-jährige Zürcherin und der 17-jährige Eritreer treffen sich öfter im öffentlichen Raum Zürichs – so auch heute. Manchmal haben sie sich ein ganz konkretes Ziel gesteckt, ein andermal wird die Zeit für Gespräche genutzt – das Programm gibt vorwiegend Naod vor. Ihre Wege haben sich nicht ganz zufällig gekreuzt und dennoch macht es den Anschein, dass die beiden ein sehr eingespieltes Team sind und ihre Beziehung von viel Wärme und gegenseitigem Vertrauen getragen wird.

Naod ist ein unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender (UMA) und seit April 2015 in der Schweiz. Er ist schüchtern, wie er selber von sich sagt. Zeigt er aber sein strahlendes Lächeln, vergisst man das schnell. Dann wirkt er zufrieden, geerdet und angekommen. «Am Anfang war es schwierig, mich in der Schweiz zurechtzufinden. Die Sprache und die Kultur waren sehr fremd», gesteht er. Heute gefallen ihm Land und Leute. «Die Schweiz ist ein schönes Land, die Menschen sind korrekt und verlässlich.» Seine Fähigkeiten in der deutschen Sprache, aber auch sein sicheres Auftreten beeindruckten, wenn man sich seine Wurzeln und den beschwerlichen

Weg vergegenwärtigt, den er hinter sich hat. Ohne Familie hat er die gefährvolle Route durch Äthiopien, den Sudan und Libyen bestritten, ist von dort aus über das Mittelmeer nach Italien und weiter in die Schweiz gelangt. Seine Eltern und drei seiner fünf Geschwister leben noch immer in Eritrea, die beiden anderen Geschwister im Ausland. Mit allen ist er in Kontakt: Mit seinen Eltern telefoniert er von Zeit zu Zeit, einen seiner Brüder konnte er sogar schon treffen.

Naod besitzt Aufenthaltsstatus F, hat zwar kein Asyl erhalten, ist aber als Flüchtling anerkannt. Zwei Jahre hat er im Asylzentrum Leutschenbach in Zürich gelebt und wurde während dieser Zeit an der Schule Kolbenacker unterrichtet. Im ersten Jahr besuchte er die Integrationsklasse, im zweiten wurde er aufgrund seiner fortgeschrittenen Leistungen in die dritte Sekundarklasse integriert. «Das war teilweise aber sehr schwierig», erzählt Naod, der aufgrund seiner langen Flucht und seiner schulischen Laufbahn Bildungslücken aufweist. Seit August 2017 ist er nun in einer Schweizer Pflegefamilie in Zürich untergebracht. In Dietikon besucht er die Berufswahlschule Limmattal, wo er sich auf das Berufsleben vorbereitet. In seiner Freizeit geht er gerne schwimmen oder trifft sich mit Freunden. Die Freude über sein neues Zuhause ist spürbar. «Die

intensivere Unterstützung, die Naod durch die Pflegefamilie kriegt, tut ihm gut», freut sich Corinne Bisang. «Auch hat er nun endlich Rückzugsmöglichkeiten. Im Leutschenbach war es oft laut und lärmig.»

Etabliertes Angebot mit Wirkung

Bisang ist gelernte Pflegefachfrau und Psychologin. In Bezug auf Naod ist sie zudem sogenannte Gastgeberin des Angebots «mitten unter uns» vom Schweizerischen Roten Kreuz (SRK) des Kantons Zürich. Das Angebot wurde 1993 durch die Lehrerin Yvonne Steinemann initiiert. Mit neun fremdsprachigen Jugendlichen gestartet, erreicht das Projekt mittlerweile jährlich über 400 Kinder und Jugendliche im Kanton Zürich. 2018 feiert es nun sein 25-Jahresjubiläum. Neben Zürich wird das Projekt auch in den Kantonen Basel-Landschaft und Schaffhausen angeboten.

In «mitten unter uns» werden fremdsprachige Kinder und Jugendliche an Deutsch sprechende Freiwillige, sogenannte Gastgeberinnen und Gastgeber, vermittelt. Diese verpflichten sich für mindestens sechs Monate, zwei bis drei Stunden pro Woche mit ihren Schützlingen zu verbringen. Dabei lassen die Gastgebenden die Kinder und Jugendlichen am Alltag teilhaben, unterstützen sie beim Erlernen der deutschen Sprache, helfen bei den Hausaufgaben und bringen ihnen das Alltagsleben der hiesigen



Neben Hilfe in Deutsch, bei Hausaufgaben und Fragen rund um den Alltag nutzt Gastgeberin Corinne Bisang die Zeit auch dafür, Naod durch die Stadt zu führen. Fotos: Belinda Meier

Gesellschaft näher. In persönlichen Gesprächen werden die Teilnehmenden vor ihrem ersten Einsatz sorgfältig abgeklärt. «Alle unsere Gastgebenden müssen zudem eine Kinderschutzvereinbarung unterschreiben, einen Strafregisterauszug einreichen und einen Einführungskurs besuchen», erklärt Alice Tonizzo, Koordinatorin von «mitten unter uns».

Bisang ist bereits seit eineinhalb Jahren Gastgeberin von Naod. «Ich interessiere mich seit Längerem für die Freiwilligenarbeit und insbesondere für die Unterstützung von Kindern und Jugendlichen», erzählt sie. Die Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund begleitete sie bereits seit vielen Jahren. Ihre Teilnahme beim Angebot versteht sich daher als logische Schlussfolgerung. «Wichtig war mir, dass das Angebot gut etabliert ist und einen guten Ruf genießt. Bei «mitten unter uns» ist das der Fall.» Die Psychologin sieht sich als Vermittlerin und Ansprechpartnerin für Naod. «In erster Linie versuche ich da zu sein für die Anliegen, die Naod hat. Die Unterstützung in Deutsch und bei Hausaufgaben steht sicherlich im Fokus. Aber auch viele Fragen zur Bewältigung des Alltags gehen wir gemeinsam an.» Die persönliche Beziehung zwischen den Gastgebenden und ihren Schützlingen ist ein zentrales Element des Projekts. «Dadurch entstehen oftmals einzigartige Beziehungen,

die zum Teil über mehrere Jahre anhalten», weiss Tonizzo. Die positive Wirkung, die Gastgebende auf die Entwicklung ihrer Schützlinge erzielen, wird auch von Pädagoginnen und Pädagogen registriert. «Von Lehrpersonen bekommen wir oft das Feedback, dass die Kinder und Jugendlichen durch die Teilnahme bei «mitten unter uns» ihre Sprachkenntnisse verbessern und die soziale Integration erleichtert wird», so Tonizzo. Auch Naod bestätigt dies. Er schätzt die schulische wie ausserschulische Hilfe, die ihm Corinne Bisang zuteil kommen lässt. «Corinne hilft mir im Deutsch und bei vielen alltäglichen Problemen. Durch sie bin ich selbstbewusster geworden und ich weiss von ihr, dass es wichtig ist, pünktlich zu sein», gesteht er mit einem Schmunzeln. Wie Naod benötigen noch viele weitere Kinder und Jugendliche Unterstützung. Das SRK Zürich sucht daher laufend nach neuen freiwilligen Helferinnen und Helfern.

Win-win-Situation für beide Seiten

Die Gastgeberin Bisang hilft, unterstützt und begleitet aber nicht nur, sie profitiert auch. «Ich lerne viel durch Naod, indem ich mir Wissen über seine Kultur und sein Herkunftsland aneigne.» Die Gespräche mit ihm über die Schweiz seien anregend. «Sie bewirken, dass ich meine Haltung und mein Handeln hinterfrage sowie meine

Perspektive erweitere.» Eines Tages teilte ihr Naod mit, dass die Shampoos, die man in den gängigen Geschäften besorgen könne, seinem dichten und krausen Haar schadeten. Die beiden machten sich auf die Suche nach geeigneten Pflegemitteln und wurden letztlich in der Zürcher Langstrasse fündig. «Seither kenne ich in Zürich die spezialisierten Coiffeureschäfte für Menschen anderer ethnischer Herkunft wie auch die entsprechenden Pflegeprodukte», fasst Bisang zusammen. Beide lachen, wenn sie an dieses gemeinsame Erlebnis zurückdenken.

Mittlerweile stehen weniger Alltagsfragen als vielmehr Zukunftsfragen im Vordergrund ihrer Treffen. Naod ist daran, eine passende Lehrstelle zu suchen. «Mein Wunsch wäre es, Schreiner zu werden. Leider reichen aber meine Kenntnisse in Mathematik dazu nicht aus», erklärt er bescheiden. Nun hat er sich eine Lehrstelle als Maler oder Sanitär zum Ziel genommen. Bisang, die ihn bei der Suche unterstützt, ist zuversichtlich: «Naod ist selbständig, selbstbewusst und zielstrebig. Seine Kraft, weiterzumachen und sich weiterzuentwickeln, ist beeindruckend.» ■

Belinda Meier

Weiter im Netz

www.srk-zuerich.ch/muu



Spaziergänge bieten gute Gelegenheiten für Gespräche.



Win-win-Situation: Sowohl Corinne Bisang als auch Naod profitieren von den regelmässigen Treffen.

Auch auf der Piste und dem Rasen dazugehören

In Brig erhält BILDUNG SCHWEIZ im Schulhaus Hellmatten Einblick in die Integration von geflüchteten Kindern. Manche der angebotenen Projekte betreffen Freizeitaktivitäten, beziehen die Eltern mit ein und tragen zu einem guten Start bei.

«Güätä Morgä», tönt es in Kerstin Zumthurns Schulzimmer in Brig. Das Arbeitsheft des Lese- und Schreiblehrgangs vor sich, suchen die Erstklässler Bilder und Wörter, die den Buchstaben S enthalten. Die Kinder erinnern sich an die Ziffer 8 wegen des ähnlichen Schreibablaufs. So gross wie möglich schreiben sie den Buchstaben in die Luft, später spüren sie ihn nach. Die vier Kinder dieser Klasse mit Fluchthintergrund sind bereits vor Beginn des Schuljahrs in Brig angekommen. Daher können sie bei den Lerninhalten und Aktivitäten mithalten. Ein Blick auf den Ämtchenplan zeigt, wer von ihnen wofür verantwortlich ist: Shayan schaut zur Garderobe, Ruqayah giesst die Blumen, Derya ist für den Kalender zuständig. Um die Lektion abzuschliessen, stellen sich alle im Kreis auf. Sie singen zu einem Musikvideo, ahmen Schritte nach und klatschen in die Hände. Die Klassenlehrerin berichtet: «Die Kinder profitieren voneinander; sie nehmen einander bei der Hand, begleiten

sich in die Pause. Im Schulalltag erweist sich die Kommunikation dann als schwierig, wenn etwas nicht nach Stundenplan läuft.» Da schätzt sie es, wenn im Deutsch für Fremdsprachige spezielle Anlässe wie der Herbstausflug vorbesprochen werden können.

Die Eltern miteinbeziehen

Die 40 Schülerordner in Hildegard Lochmatters Gestell sind mit Namen aus aller Welt beschriftet. Seit bald 30 Jahren erteilt die Lehrerin Deutsch für Fremdsprachige (DfF). Sie sei in die Thematik hineingewachsen, habe bereits mehrere Flüchtlingswellen erlebt. Zwei ihrer ersten Schüler führen heute in Brig Restaurants. Durch Elternabende mit Dolmetschern sei sie näher an die Eltern herangekommen. Alle zwei Jahre findet ein Elternabend extra für geflüchtete Frauen statt. Dort besprochene Themen sind beispielsweise «Schlagen ist nicht erlaubt» oder «Muttersprache ist wichtig». Auch auf die Hausaufgaben,

Gepflogenheiten und Sprachförderung gehen die Lehrpersonen jeweils am Anlass ein. Einmal hatte eine Mutter den Mut zu fragen, weshalb diese Abende nicht allen offenstünden, berichtet die DfF-Lehrerin.

Vier Knaben sitzen mit ihr am Tisch, nehmen reihum ein Bild eines Körperteils und sagen, ob dieser mehrmals vorkommt: «Ich habe zwei Arme» oder «Ich habe viele Haare». Wo nötig, nennt die Lehrerin die Akkusativform, verlangt diese jedoch noch nicht. Ein Kind wiederholt das Gehörte leise. Als die Lehrerin ein Spiel ankündigt, meint ein Junge strahlend: «Yes, spielen!» Doch zuvor vertieft die Klasse die geübten Begriffe: Zur vorgegebenen Einzahlform nennt die ganze Gruppe die Mehrzahlform. Beim Memory kneift ab und zu jemand die Augen zusammen oder runzelt die Stirn. Das Spiel erfordert Konzentration.

Zu zweit lernt es sich leichter

Bei der ersten «Porta» sei ihr Schulzimmer zu finden. So weist die Lehrerin Stefanie



Im Unterricht für Deutsch für Fremdsprachige (DfF) wird der Wortschatz mit einem Spiel vertieft. Fotos: Marianne Wydler

Ittig den Weg. Dort erarbeitet die fünfte Klasse zurzeit, wie viel Nektar eine Biene sammelt. An der Tafel entwickelt die Lehrerin mit der Klasse ein Beispiel. Anschliessend folgen Aufträge gemäss Wochenplan. «Mit wem arbeitest du? Such dir einen Partner!», ermuntert Ittig einen Schüler. An den Gruppentischen stecken die Lernenden die Köpfe zusammen, diskutieren im Murmeltönen den Lösungsweg. «Schaut, ob ihr untereinander die Frage beantworten könnt!», motiviert Ittig. Ein Schild an der Wand verkündet, wer Klassenchef ist. «Alaadin» steht darauf geschrieben. Vor zweieinhalb Jahren kam er von Syrien hierher. Die anderen beiden geflüchteten Kinder, Sadaf aus Afghanistan und Kunga aus dem Tibet, besuchen seit zwei Jahren hier die Schule. Auf Drehscheiben an der Wand stellt die Klasse schriftlich Bücher vor. Sadafs Buch trägt den Titel «Endlich beliebt». Sadaf hat dieses Buch gewählt, «weil es viele Bilder hat und ich mit Bildern besser lernen kann».

Schuleintritt soll gut gelingen

24 geflüchtete Kinder besuchen in diesem Schuljahr die Schulen Brig-Glis. Vor gut zwei Jahren trafen mehr Flüchtlinge in Brig ein als gewohnt. Schuldirektor Robert Lochmatter schildert, wie die Schule die Familien in Empfang nimmt. Das Rote Kreuz meldet die Ankunft der Familien in Brig. Daraufhin organisiert die Schulleitung einen Hausbesuch in Begleitung eines Dolmetschers. «Dabei gewinnen wir einen ersten Eindruck über die Situation der Familie.» Bei diesen Hausbesuchen zeigten sich die Mütter jeweils sehr freundlich und an der Schulung ihrer Kinder interessiert. Fortan soll bei der Familie möglichst dieselbe Person als Dolmetscher eingesetzt werden. Um vor Schuleintritt den Lernstand zu erfassen, absolvieren die Kinder einen Kurzttest. Teils besuchten die Kinder zuvor im Durchgangszentrum in St-Gingolph die Schule, jedoch in französischer Unterrichtssprache. Damit die Kinder für den Unterricht gut ausgerüstet sind, klärt die Schule im Gespräch mit den Eltern ab, was noch benötigt wird. Entsprechend werden sie mit Kleidern, Schultasche, Etui und Turnzeug ausgestattet. «Ich lege grossen Wert darauf, dass der Schuleintritt gut gelingt», sagt Lochmatter.

Der Ablauf ist im schuleigenen Konzept festgehalten.

Der Kanton Wallis sieht bei der Beschulung fremdsprachiger Kinder Stützunterricht (DfF) vor. Die Schulen stellen einen Antrag für Stützunterricht, der Kanton weist ihnen einen Stundenpool zu. Zusätzliche Lektionen spricht der Kanton dann, wenn es die Situation erfordert und dies in einem Mail begründet wird. Auch um finanzielle Beiträge an Projekte kann ersucht werden. Die Anträge leitet der Kanton an den Bund weiter. Dieser übernimmt 50 Prozent der Kosten, je 25 Prozent entfallen auf den Kanton und die Gemeinde. Die Schule Brig nutzt die guten Bedingungen des Kantons zur Integration von geflüchteten Kindern rege. Lehrpersonen, die sich über den Unterricht hinaus einsetzen, haben verschiedenste Projekte entwickelt. Dadurch ermöglichen sie Teilhabe von Kindern und Eltern. Schuldirektor Robert Lochmatter erklärt: «In Brig ist Bildung von Stockalper her für alle ein Thema.» Jährlich stellen an der Freizeitmessen die Dorf- und Stadtvereine den Kindern und Jugendlichen ihre Angebote vor. Möchte nun ein Kind einem Verein beitreten, so organisieren die Lehrpersonen, dass es vom Finanziellen her ermöglicht wird, vereinbaren einen vergünstigten Eintrittspreis und erklären, wo sich was befindet. «Weil besonders viele geflüchtete Kinder Fussball spielen wollten, entwickelten wir

das Projekt Fussballerlebnis für Kinder und Väter», berichtet Robert Lochmatter. Es bezieht fünf Väter als Hilfstrainer ein. Durch diese Aufgabe werden die Väter von der Bevölkerung positiv wahrgenommen. Am jährlich stattfindenden Projekttag «Fremde unter uns» berichten Migranten in Oberstufenklassen über Erlebtes. Mit dieser Möglichkeit, sich zu begegnen, will die Schule für das Thema sensibilisieren. Neu ist das MuKi-Deutsch für fremdsprachige Mütter und ihre Kinder unter vier Jahren in getrennten, parallel stattfindenden Kursen. Dabei sollen die Mütter Einblick in den Kindergarten- und Schulalltag erhalten. Sie werden darin unterstützt, den Alltag zu bewältigen. Im Kurs lernen sie beispielsweise, wie sie einkaufen können und welches Schulmaterial gebraucht wird. «Alle auf die Piste» heisst das Projekt, bei dem während vier Halbtagen pro Winter alle Kinder im Skigebiet der Gemeinde Skiunterricht erhalten. Mittlerweile haben die Lehrpersonen einen Fundus an Material angelegt. Fehlt dennoch ein Kleidungsstück oder ein Helm, so wird dies im Schulhaus organisiert. Den Walliser Dialekt erlernen die Kinder, die zu Beginn der Schulzeit eintreten, relativ schnell, so die DfF-Lehrerin. Manche Ausdrücke schnappen die Kinder wohl auf der Piste und während der Projekte auf. ■

Marianne Wydler



Mit dem Finger zeichnen die Kinder den Buchstaben S in die Luft.